

henden Balken legte sich die sogenannte Saumschwelle des ersten Obergeschosses. Sie wurde nicht mehr Fußschwelle genannt, weil sie diese Balkenköpfe einsäumte. Da aus gestalterischen Gründen diese Balkenkopfreihe giebel- wie traufseitig erforderlich war, beendete man das letzte Deckenbalkenfeld mit einer Reihe Stichbalken. Dieses System der Stichbalken wurde nur aufgegeben, wenn an einer Seite des Hauses die Übersetzung wegfallen mußte. Der Klassizismus legte keinen Wert mehr auf die Gliederung des Baukörpers durch die Übersetzung, verwendete aber die Deckenbalkenzone zur Ausbildung flacher Gesimse oder ließ sie völlig weg wie bei der Massivbauimitation.

Diese Konstruktionsweisen traten im ländlichen und großstadtfernen Raum bis Mitte des 19. Jahrhunderts immer weiter zurück. Abgelöst wurden sie entweder von neuen Fachwerkformen oder von nüchternen Zweckkonstruktionen, deren Holzkonstruktionen nicht mehr das statisch erforderliche Maß überschritten. In der Entwicklung des Fachwerks nach 1840 setzte sich die Tendenz fort, arbeitsaufwendige Holzverbindungen in der Gebäudekonstruktion zu vermeiden. Einfachste Verstrebungen in den Wandkonstruktionen und sparsamste Dimensionierung der Holzquerschnitte setzten sich durch. Schmuckelemente wurden entsprechend neuer rationeller Möglichkeiten in der Technologien entwickelt.

Die Konstruktionsveränderungen im 19. Jahrhundert waren:

- Wenn aus stilistischen Gründen - selbst bei neogotischen Entwürfen war dies anzutreffen - eine Übersetzung nicht notwendig war, so wurde die Saumschwelle zur Fußschwelle des Obergeschosses, weil beide Stockwerke bündig ausgeführt wurden.
- Aus Ersparnisgründen, die nicht ins Auge fielen, wenn die der Straße abgewandte Front keine Sichtseite war, ließ man die Stichbalken sowie die Schwellen weg und zapfte die Pfosten von Ober- und Untergeschoß in einen durchlaufenden Deckenbalken ein, der beide Schwellhölzer ersetzte. Damit war das aus umlaufenden Schwellen bestehende Stockwerk aufgelöst.
- J. Promnitz wies in seiner Arbeit „Der Holzbau“ auf extreme Schwinders-

scheinungen hin, wenn „Langholz auf Langholz trifft“. Er schlug also aus konstruktiven Gründen als eine weitere Vereinfachung vor, auch die obere Schwelle wegzulassen. Die Pfosten und Verstrebungen sollten in die untere Schwelle eingezapft werden und der äußere Deckenbalken im rechten Winkel dazu als Schwelle herangezogen werden. In diesem Zusammenhang hielt er die Einführung von Ständern für sinnvoll, die mehrere Geschosse hoch sind. Eine übersichtliche Darstellung liefert Martin Mittag in seiner „Baukonstruktionslehre“ aus dem Jahre 1952. Promnitz ging mit seinen konstruktiven Lösungen nicht so weit wie Mittag, der in seinem moderneren Fachwerkbau vorschlug, die Deckenbalken in eine Schwelle mit Brustzapfen einzuhängen. Ein konstruktives Beispiel wurde in Mühlen, Haus Nummer 45, aufgefunden.

Es ist nicht zu übersehen, daß alle diese konstruktiven Veränderungen auch den Zeitaufwand zur Errichtung eines Gebäudes senkten. Um die Darstellung

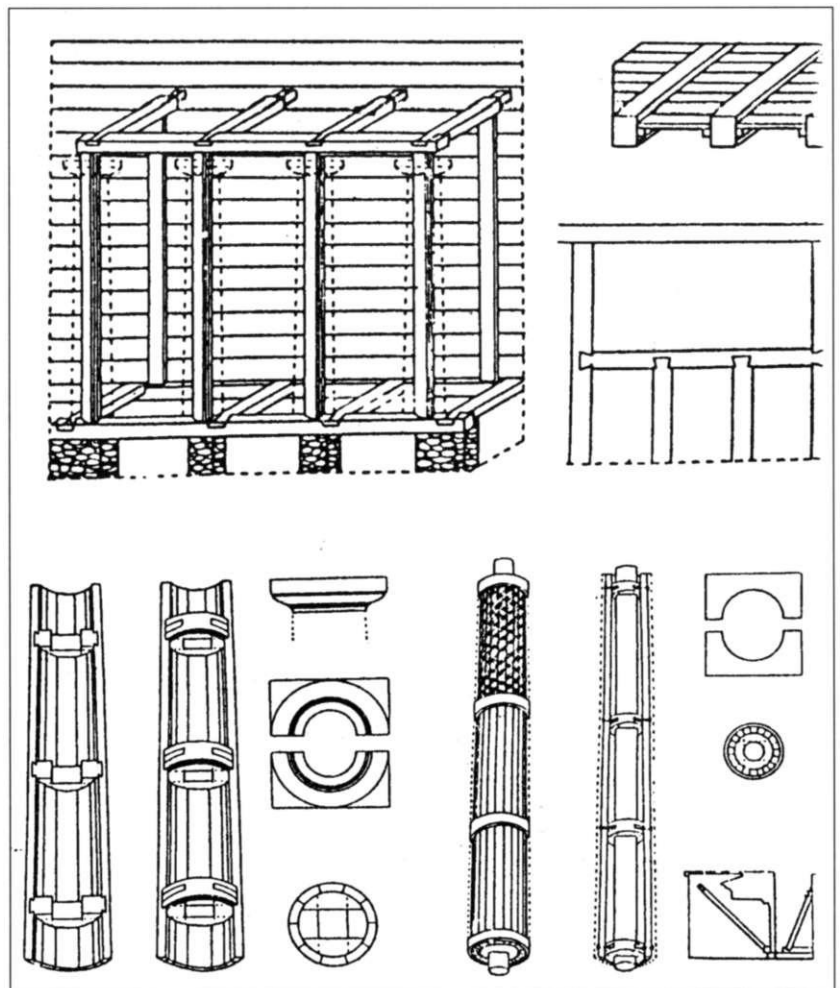
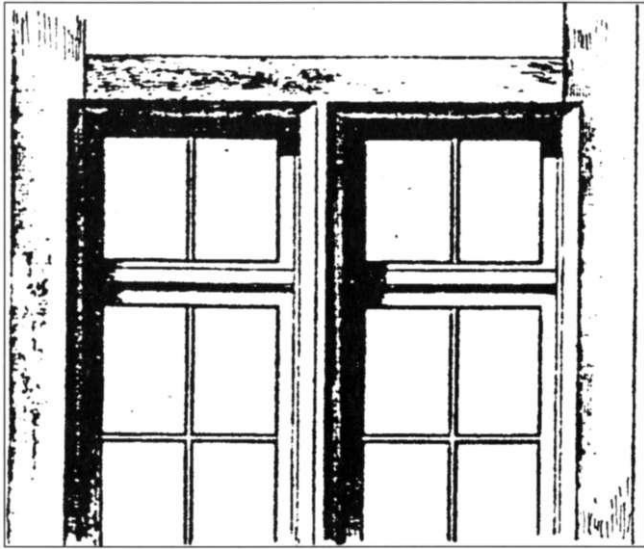
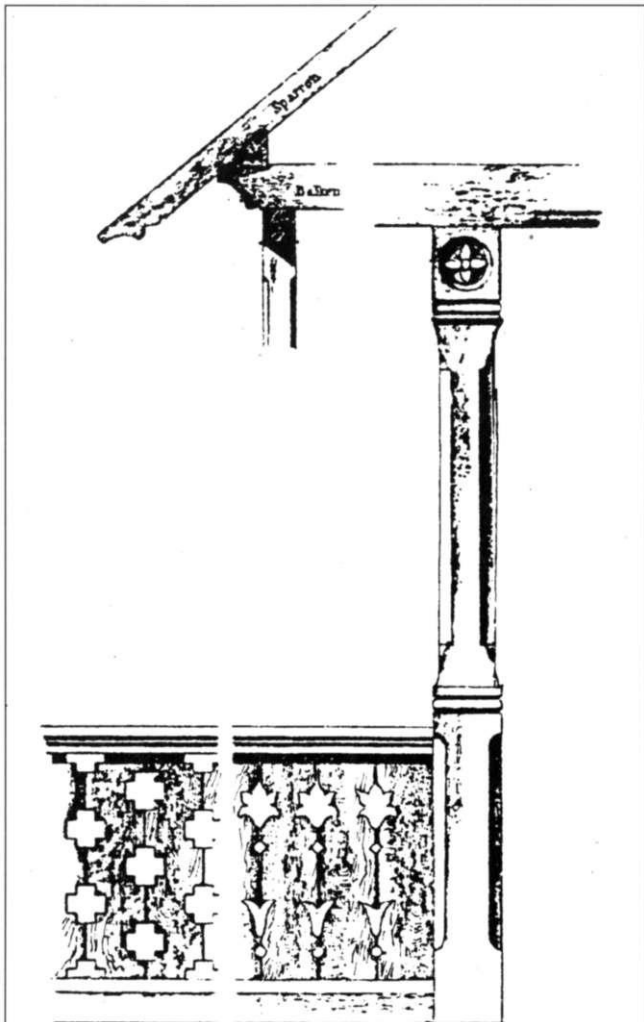


Abb. 29 Details hölzerner Bauten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Portikus mit toskanischen Säulen (durch punktierte Linien angedeutet) erhebt sich über steinernen Basen.

Abb. 30 Persius: Entwurf eines Dorfschulhauses



Fenster



Brüstung und Ständer der Laube

der Veränderungen abzurunden, die sich aus der Rationalisierung im Holzbau ergaben, wird hier noch eine Entwicklung beschrieben, die nicht in Europa stattfand. Doch die Gestaltungselemente die hierbei entwickelt wurden, beeinflussten auch den deutschen Fachwerkbau. Im Zusammenhang mit der Nagelverbindung, die sich durch den preiswerten Drahtstift verbreitete, kam es in den USA zum Bohlenbau um 1840. Michael Raeburn schreibt dazu in seinem Band „Die Baukunst des Abendlandes“, der 1980 in London erschien und 1986 in einer Lizenzausgabe in Deutschland herausgegeben wurde: „... 1832 siedelte G. W. Snow 250 Leute in Chicago an und stellte sich an ihre Spitze... Offenbar hat er den Balloon Framing erfunden, doch war dieser schon in der Holzbau-tradition der Ostküste verwurzelt. Dadurch entsteht ein zusammenhängendes Konstruktionssystem, dessen Oberfläche an der Stabilität beteiligt ist. Die Ständer bilden einen Käfig, dessen Glieder mit maschinell hergestellten Nägeln zusammengenagelt sind. Die alte Kunst des Fachwerkbbaus, die auf schweren Pfosten und Verzapfung beruhte, war dank der Massenproduktion von Nägeln und den verbesserten Sägemaschinen durch den Gebrauch von dünnen Platten (gemeint sind Bretter) und Ständern (5 x 7,5 Zentimeter Querschnitt) verdrängt worden. Die Ständer nehmen die volle Höhe des Gebäudes ein und werden wie ein Kasten mit Nagel und Hammer zusammengefügt. Um 1860 verursachte das Balloon Framing 40 Prozent weniger Kosten und reduzierte die Bauzeit. Die Kirche St. Mary in Chicago war das erste Gebäude mit Balloon Framing (Bohlengerippebau) 1833.“

Der Bohlengerippebau war wahrscheinlich die konsequenteste Antwort auf die Bedingungen, die sich durch die industrielle Revolution in den USA ergaben. Mit geringstem Holzeinsatz, der wiederum preiswert maschinell verarbeitet war, konnte mit einer geringen Zahl an Arbeitskräften in kurzer Zeit ein großer Bedarf an Wohnraum für Neuansiedlung gedeckt werden.

DIE GESTALTUNG DER FACHWERKWAND

Nicht nur die Holzverbände, auch ihr gestalterischer Charakter veränderte sich wesentlich in der Zeit des vorigen Jahrhunderts. Ob es das englische Cottage war, das man sich im gotischen Stil vorstellte oder ob die Bewegung der Neogotik das städtische Bürgerhaus in Fachwerkbauweise konzipierte, in jedem Fall wollte man die gotische Pfeilerarchitektur auf Holzbauteile übertragen. Keineswegs stand also die Kopie wirklicher gotischer Fachwerkarchitektur im Vordergrund, die eine solche Wandausbildung gar nicht kannte. Das früheste Beispiel, das diese Details in der Wandausbildung zeigt, ist der Entwurf eines Dorfschulhauses von Ludwig Persius aus dem Jahre 1845 (Abb. 30). Die Fenster sind als

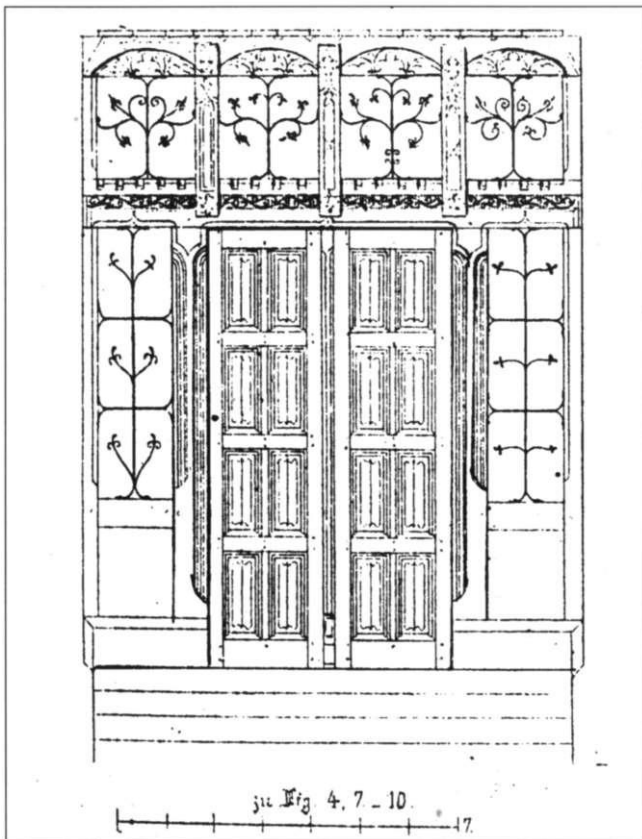


Abb. 31 Ungewitter: Türgewände, Fachwerk, neogotisch 1857

Koppelfenster wie in der Spätgotik ausgebildet. Die Riegel und Pfosten besitzen im Bereich der Fensteröffnungen als Profil eine Fase. Auch die zurückgesetzten Mauerwerksfüllungen lassen die Fachwerkhölzer einige Zentimeter vor der Wand stehen. Diese sind allerdings nur zum Fenster oder zur Türöffnung hin abgefast, wie die Ständer der Laube.

Die stilistische Einordnung wird hier wieder deutlicher durch die Verwendung eines spitzbogigen Vierpasses in der Kapitellzone. Auch die Abfasungen des Ständers lassen als Vorbild auf einen achteckigen spätgotischen Pfeiler schließen. Daß diese Schlußfolgerungen für diesen schlichten Entwurf nicht einfach hergeholt sind, läßt sich mit repräsentativeren Entwürfen von Architekten belegen, die rein neogotische Vorlagensammlungen erarbeiteten. Der Entwurf eines gotischen Landhauses von Georg Ungewitter um 1857, zeigt ein ähnliches Fenster wie bei Persius, nur mit einem zusätzlich profilierten Kleeblattbogen. Abgefaste Vordachstützen und achteckige gotische Pfeiler sind ebenfalls in Holz gestaltet.

Auf einem weiteren Entwurf findet sich schon ein vor die Ausmauerung gesetztes Fachwerkürgewände, das auch zur Mauerwerkseite Abfasungen zeigt (Abb. 31). Damit ist die Form gefunden, die im Einzelfall bis in die Zeit um 1920 reicht. Aber die Tendenz, die zurückgesetzte Ausfachung anzuwenden, wird auch schon früh modifiziert und selbst auf Fachwerk aus Rundhölzern übertragen. In einschlägigen Fachbüchern bis zur Jahrhundertwende wird diese Struktur der Außenwand als verbindlich dargestellt.

DIE GESTALTUNG DER AUSFACHUNGEN

Der Lehmverstrich und die Ausmauerung mit Lehmziegeln wurde nicht mehr angewandt. Dies lag daran, daß der wiederentdeckte Fachwerkbau als Landhaus, Landsitz oder Vorstadtvilla auch gewissen repräsentativen Anforderungen entsprechen sollte. In einschlägigen Handbüchern wird der Lehmziegelbau auch ohne Fachwerk als durchaus gebräuchlich angeführt. „Die aus Lehmsteinen aufgeführten Gebäude sind nicht nur hinsichtlich der wenigeren Feuersgefahr, sondern auch in öconomischer Hinsicht den hölzernen oder sogenannten Fachwerkhäusern, ja selbst manchem steinernen Gebäude vorzuziehen.“ schreibt Carl Matthäy in sei-

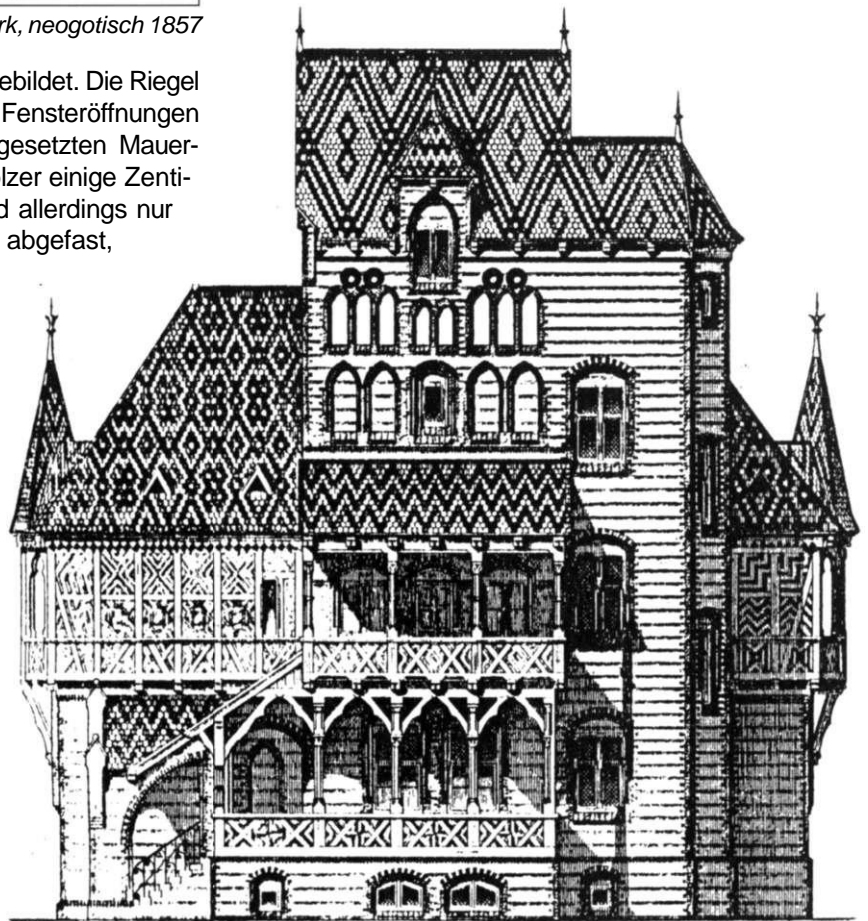


Abb. 32 Ungewitter: Gotisches Haus, Stadthaus

nem Band „Praktisches Handbuch für Maurer und Steinhauer“ aus dem Jahre 1843.

Der Widerspruch zwischen fachwerktypischen Bauweisen und Materialien ging sogar so weit, daß man bei A. W. Hertel, in seinem 1862 erschienenen Buch „Sammlung von Landhäusern und ländlichen Wohngebäuden in englischen, schweizer, italienischen, französischen u. a. Styl“ nachlesen kann: *„Die Konstruktion ist Fachwerksbau von rohen, unbezimmerten Stämmen, deren unregelmäßiger, zum Theil knorriger Wuchs den Schein des Zufälligen giebt, doch der besonderen Wahl des Baukünstlers unterliegen muß, damit das scheinbar Zufällige in der Solidität aufgehe. Die Fache sind mit gebrannten Steinen ausgemauert, nach innen aber verblendet, so daß der Verband von Rundholz mit der halben Stärke vor die Außenfläche tritt. Das Dach ist mit Lehmschindeln belegt.“*

Hier liegt ein besonderes Beispiel vor, wie der Materialeinsatz fast ganz gestalterischen Gesichtspunkten geopfert wurde. Der Lehm Schlag war der Baustoff, der die beste Wärmedämmung und Dichtung der Fachwerkwand ergab. Der halbe Ziegel, der sich am schlechtesten einem rohen Baumstamm anpaßte, bildete nun mit seiner geringen Wärmedämmung die Wand. Tatsächlich sollte diese Wandkonstruktion „nach innen aber verblendet werden, so daß der Verband von Rundholz mit der halben Stärke vor die Außenfläche tritt.“ Die Ausmauerung entwickelte sich zu der am meisten verwendeten konstruktiven Lösung. Sie war zwar von der Wärmedämmung und von der Dichtigkeit des Anschlusses zum Balkenwerk her, eine schlechtere Lösung als die Lehmstakung, brachte aber eine größere konstruktive Festigkeit bzw. Lebensdauer mit. Drei Gesichtspunkte begünstigten die fast vollständige Einführung der Ausmauerung:

- Die Festigkeit war eine Hilfe bei der Aussteifung der Fachwerkwand.
- Die längere Lebensdauer brachte ein ansehnlicheres Erscheinungsbild als das der Lehmkonstruktion mit sich.
- Die Mauerwerkskonstruktion aus Ziegeln bot eine größere Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten, die auch ausgeschöpft wurde. Nur Gebäude die wirklich landwirtschaftlicher Nutzung dienten, konnten in dieser Zeit auch noch gemauerte Bruchsteinausfachungen besitzen, die beidseitig verputzt waren.

Folgende konstruktive Lösungen waren gebräuchlich:

- Die glatt verputzte, einen halben Stein starke Ziegelvermauerung wurde bündig zu den Fachwerkhölzern eingesetzt, (Leipziger Straße 16).
- Rauputze wurden mit glatten Putzrahmungen eingefasst und standen um Putzstärke über die Flucht hinaus.

- Die verputzte Ausmauerung konnte auch um 2 bis 3 Zentimeter zur Bundseite zurückgesetzt werden, wenn das Bauwerk feingliedriger oder skeletthafter wirken sollte wie in der Steinigstraße 7. Zu dieser Ausführung, die sehr häufig das Erscheinungsbild des Fachwerks in dieser Zeit prägte, werden im Kapitel „Die Gestaltung der Fachwerkwand“ umfangreichere Angaben gemacht. Der Nachteil bestand darin, daß der Balken für den Schlagregen eine größere Angriffsfläche bot.
- Das Sichtmauerwerk wurde mit Hartbrandziegeln gemauert oder in mehrfarbigen Klinkern ausgeführt. Es konnte mit den Balken bündig oder zurückgesetzt vermauert werden. Bei einfarbigem Material wurden ein Halbschiffverband verwendet oder Zierformen gewählt, wie sie in Niedersachsen üblich waren. Ebenfalls sind Schränk-, Strom- oder Rollschichten als Feldeinfassungen ausgeführt worden. Mehrfarbige Ziegel wurden auch zu Ornamenten zusammengefügt, wie es an den Häusern Steinigstraße 1a, Klosterbergstraße 18 zu sehen ist.
- Auch die Kombination von Putzfeldern mit Ziegeloberflächen in einem Feld war gebräuchlich. Dafür mußten Ziegel und Hartbrandziegel verarbeitet werden. Ein Beispiel für diese Technik ist das Haus Mainzer Straße 128/130 in Koblenz (Abb. 145).

Die Sicherung der Ausfachung im Fachwerkverband

Hierzu bietet die Literatur des vorigen Jahrhunderts mehrere Ausführungen an. Hans Issel schlägt in seinem Buch von 1899 „Der Holzbau“ vor, entweder das Mauerwerk mit dünnen Holzkeilen einzuspannen. Als andere Möglichkeit empfiehlt er, daß man „dreikantige Leisten an Streben und Stiele nagelt und mit entsprechend geformten Ziegeln anschließt.“ Hier dürfte es in aller Regel auch genügt haben, wenn der Maurer die Steine entsprechend zuschlug.

In „Typische Baukonstruktionen von 1860 bis 1960“ von R. Ahnert und K. H. Krause sind neben der Dreikantleiste angenagelte Locheisen erwähnt, die in die Fugen eingelegt wurden. Formsteine, die in Nuten der Pfosten eingreifen konnten, sowie innere und äußere Begleitleisten, die an die Pfosten angenagelt wurden, werden als Möglichkeiten der Ausführung genannt. *„Die Verbindung der Ausfachung mit den Holzprofilen der Ständer, Riegel und Streben wurde in einfachster Form durch einige in das Holz geschlagene und in die Fugen eingemauerte Nägel erreicht...“* heißt es in dem Buch.

Sichtmauerwerk

Die zeitgemäßen neogotischen Entwürfe zeigen, wie weit man auch die Mauerwerksausfachung den neuen stilistischen Vorstellungen unterwarf. Georg Ungewitter lie-

ferte uns ausführliche Beispiele dafür, daß die Backsteingotik ein Vorbild für das Ausfachungsmauerwerk wurde. Grundlage bildete das verputzte Sichtmauerwerk. Die Gebäude, die Ungewitter hier dargestellt hat, zeigen mehrfarbige Ziegemuster sowohl der Massivwände, als auch der Fachwerkwände. Diese Muster setzen sich unter Umständen auch in den Dachdeckungen fort.

Als beliebteste Farbtöne zum Ziegelrot werden braune und gelbe Hartbrandziegel verwendet. Als Kontrast werden auch gelegentlich weiße Putzflächen verwendet. Man kann hier von einer Überfrachtung mit Ornamenten reden. Diese von Georg Ungewitter entworfenen Bauwerke mit derart vielfarbigen Motiven, die sich selbst im Dach fortsetzen, sind in vergleichbarer Form nie in der Gotik gebaut worden (Abb. 32). Aber sie zeigen deutlich die Absicht dieser Zeit, alle verfügbaren Formelemente möglichst an einem Bauwerk unterzubringen. Rauten-, Kreuz-, Treppenornamente waren die geläufigsten, aber auch die einfache Rahmung, die farbig abgesetzt wurde, war häufig anzutreffen. Beispielsweise in der Liebknechtstraße 14 (Abb. 135) und in der Lübecker Straße 130 (Abb. 23).

Wenn keine Vielfarbigkeit angestrebt wurde, setzte man die obigen Ornamente in Verbandsformen um. Hierbei war man bereit, auch Verbände zu verwenden, wie die Strom-, Schränk- oder Zahnschicht, die eigentlich nur der mindestens einen Stein starken Wand vorbehalten sein sollten. Man besann sich auch auf niederdeutsche Mauerwerkstechniken, die sich durch ihre Verbandsornamentik auszeichneten. Die Ziegelausmauerung ist zwar im norddeutschen Raum weit vor dem 19. Jahrhundert gebräuchlich gewesen, wurde aber meist in Verbindung mit besonders breiten Steinformaten und Stroh-Lehmverputzen ausgeführt, die eine bessere Wärmedämmung aufwiesen. Aber nicht nur die Sichtmauerwerk- ausfachung wurde vom Fachwerkpfosten oder Riegel zurückgesetzt. Dem Zeitgeschmack nach konnte dies auch mit einer verputzten Ausfachung geschehen, wenn es zur besonderen Feingliederigkeit des Hauses paßte. Stilistische Vorstellungen wurden trotz der Herkunft aus der Neogotik nicht mehr mit dieser Ausführung verknüpft, denn, so schreibt J. Promnitz in „Der Holzbau“ von 1874: *„Bei besseren Fachwerksbauten, namentlich wenn dieselben für den Rohbau bestimmt sind, hobelt man sämtliche im Äußeren sichtbaren Holzflächen, und giebt den Kanten außerdem ... eine Fase.“*

Neben dieser üblichen Ausführung unterlag die gemauerte Ausfachung weiterhin der Gestaltungsabsicht, die man realisieren wollte. Die verputzte halbsteinige Ziegelvermauerung wurde bündig zu den Fachwerkhölzern eingesetzt, wenn man beispielsweise Gebäude im italienischen Stil ausführen wollte. Mit einem hellen Anstrich, der auch die Holzverbände bedeckte, erzeugte man eine

homogene Wandfläche, deren Gliederung dann vorwiegend durch Gesimse, weniger durch Fachwerkverbände erfolgte. Vermutlich sollte so das Gebäude einen ländlichen, mediterranen Charakter erhalten, wie die Häuser Steinigstraße 7 und Leipziger Straße 16 zeigen. Von der gleichen Absicht zeugen auch die Ausfachungen beim Haus W.-Külz-Straße 21 (Abb. 108, 109), deren Verputz vor dem Fachwerk lag, um den Charakter eines rustikaleren Haustyps (Schweizer Haus) herzustellen.

Am Ende des Jahrhunderts wurde auch eine farbige Behandlung der Putzfelder üblich. Zuerst begann man mit einer Einfassung des Putzfeldes, die glattgeputzt den Hölzern folgte. Das Feld selber hatte eine raue Putzoberfläche, die ca. einen halben Zentimeter höher lag. Hans Issel schreibt dazu: *„Das Feld hat hierdurch eine Zweiteilung in eine Borde und in ein Mittelfeld erfahren, die noch kräftiger betont werden kann, wenn man dem schmalen Bordestreifen einen etwas dunkleren Ton als dem Mittelfelde gibt. Die Abgrenzungslinie selber kann rot, blau, dunkelgelb, braun oder grün sein.“*

Ebenso wie diese Behandlung der Putzfelder, die laut Issel aus dem Thüringischen kommen soll, werden Ende des vorigen Jahrhunderts nach Karl Klöckner auch Stippverzierungen und Kratzputzornamente in Hessen ausgeführt. Außerdem findet man eine malerische Behandlung dieser Putzflächen. Wenn sie nur einen halben Stein stark waren, stellte sich immer das Problem der unterschiedlichen Putzhaftung auf organischem und mineralischem Material, wenn man sichtbare Bildung von Rissen vermeiden wollte. Carl Matthaey beschreibt in „Praktisches Handbuch für Maurer und Steinhauer“ erster Teil, erschienen 1843, die üblichen Verfahren: *„Stiele und Riegel werden vorher mit einem Spitz -oder Dachhammer von oben herunterwärts eingehackt. Der gröbere Bewurf gehört besonders auf die rauhen Steine, über welche man, sowie über das Holzwerk, noch einen feiner zubereiteten gewöhnlichen Putzmörtel ziehen kann.“* Eine Art wird so beschrieben: *„Dann aber müssen Stiel und Riegel mit langem dünnem Reisenholz von Birken, Erlen etc., sogenannten Spiegeln oder Spletten, gegen das Holz benagelt, bespiegelt werden.“*

Im letzten Viertel des Jahrhunderts standen dem Bauwesen schon Rohgewebe zur Verfügung, und so konnte um 1899 Hans Issel zur inneren Verkleidung der Fachwerkwand schreiben: *„Im Inneren stehen die Stiele mit der Wand gewöhnlich bündig. Die Holzteile werden mit Rohr überzogen und verputzt.“* Bei Reparatur und Abrißarbeiten ist festzustellen, daß die Maurer in den meisten Fällen das Rohgewebe vom Balkenwerk mindestens 5 Zentimeter auf das Mauerwerk überstehen ließen, um Risse zu vermeiden. Teilweise wurde auch die ganze Wand verrohrt, um zu vermeiden, daß sich die Holzkonstruktion unter dem Putz abzeichnete. In den

Fachwerkhäusern des Thüringer Waldes, im heutigen Kreis Suhl, deuten Ziegelausfachungen mit einem 1,5 bis 2 Zentimeter starken Innenverputz aus Strohlehm auf eine Verbesserung der Wärmedämmung hin.

Man bemerkte auch zur Jahrhundertwende den Nachteil der geringen Wärmedämmung, und so schreibt Issel weiter: „Solche Außenwände können aber, weil sie ziemlich dünn sind, sehr kalt werden. Man wird daher gut thun, mindestens an der Wetterseite des Hauses die innere Wand zu verstärken. Dieses kann man auf zweierlei Art erreichen. Es werden an die Stiele 2 1/2 Zentimeter starke Gipsdielen genagelt, die später mit Verputz von 1 Zentimeter Stärke versehen werden. Sind die Stiele stärker als 13 Zentimeter, so erhält man leicht zwischen Gipsdielen und Gefachmauerung eine Isolierschicht von einigen Zentimetern. Liegen die Stiele im Inneren bündig mit der Ausmauerung, so kann man schwache Latten aufnageln und darauf erst zur Erzielung einer Isolierschicht die Gipsdielen bringen. Schließlich kann man auch an den Wetterseiten die Fachwerkwände im Innern 1/2 Stein stark hintermauern. Hierfür würde sich die Verwendung von Hohlsteinen oder Schwemmsteinen besonders empfehlen.“

Wenn das Sichtmauerwerk aus halbsteinstarken Hartbrandsteinen oder Formsteinen bestand, konnte das Problem der Wärmedämmung mit vorgenannten Maßnahmen ebenfalls gelöst werden.

Die Wandverkleidungen - Verschalungsarchitektur
Die Holzverschalung läßt sich in ihrer Ausbildung schwer einer gezielten stilistischen Aussage zuordnen. Senkrechte Schalungen mit Deckleisten waren um 1800 sogar an klassizistischen Holzbauten mit Portikus in nordeuropäischen Ländern gebräuchlich, wie Jakob Holgren mit seinen Aufmaßen aus Trondheim nachweist. Frühe Dokumentationen dazu sind die beiden Veröffentlichungen in den USA von Andrew Jackson Downing, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen. Im nordamerikanischen Holzbau war die Holzverschalung nicht nur Gestaltungselement, sondern konstruktiver Wandabschluß nach außen. In Deutschland spielte die Holzverschalung kaum eine Rolle.

- Konstruktive Außenwand war sie bei Gartenbauten, Tribünen und ähnlichen Gebäuden, die keine ausgemauerten Gefache besa-

ßen. Hier setzte die Verschalung kaum gestalterischen Akzente.

- Dagegen wurde sie in Teilverkleidungen des Giebel- und Kniestockbereichs des Dachs als Gestaltungselement eingesetzt.
- Die ganze Verschalung des Gebäudes diente als Wetterschutz und zusätzliche Wärmedämmung des Fachwerks und war gestalterisch ein indifferentes Element. Bei Downing überwiegt die senkrechte Verschalung mit Deckleisten. Sie war wahrscheinlich im Sinne der Erfindung des Bohlenbaus am einfachsten herzustellen und anzubringen, wie die übrigen Bohlen und Bretter, und bedurfte wegen fehlender Falze und Spunde keiner zusätzlichen Fräsarbeiten.

Die Verschalungsarchitektur entstand im amerikanischen Holzbau aus konstruktiven Gründen. Für Gebäude der Neorenaissance wurde eine Eckrustika in Holz aufgenagelt, bei neobarocken Gebäuden hölzerne Eckpilaster oder gotische Polygonalpfeiler bei neogotischen Architekturen.

Die Fenstergestaltungen entsprachen den oben beschriebenen Ausführungen, nur geschoßübergreifende Anordnungen waren ungebräuchlich. Die Schalungsstruktur war in Deutschland, wenn sie nicht durch weitere gestalterische Elemente aufgenommen wurde, meistens stilneutral. Anwendung senkrechter Schalung mit Deckleisten an einem renaissancehaften Gebäude mit Flachdach wie am Bahnhof in München-Giesing und in Magdeburg am Schweizerhaus beweisen das. Aber auch Steildachhäuser wie Leipziger Straße 50 (Abb. 114) und Carl-Miller-Straße 1 (Abb. 112) bestätigen diese These.

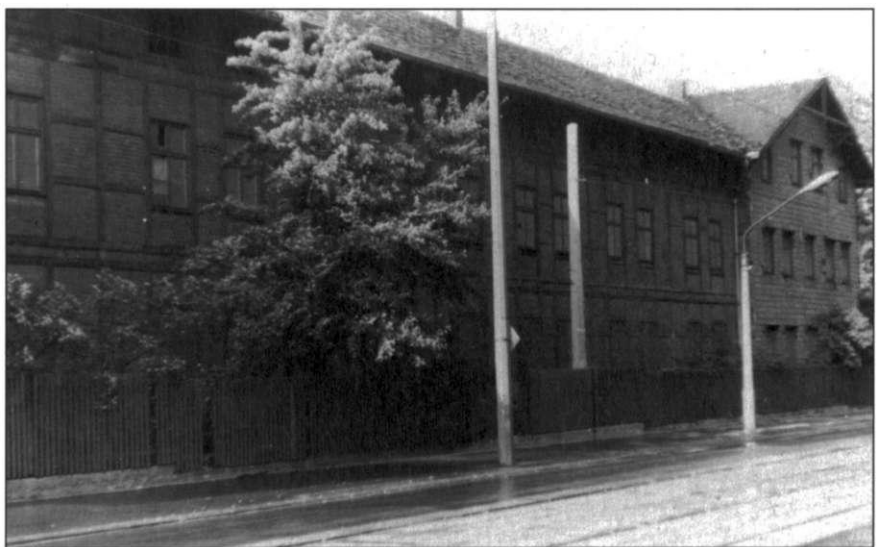


Abb. 37 Sudenburg, Hallische Straße 12



Abb. 33 Sudenburg, Ackerstr. 7 um 1900, 1810 erbaut



Abb. 33 a Sudenburg, Ackerstr. 7, 1974 vor Abriß

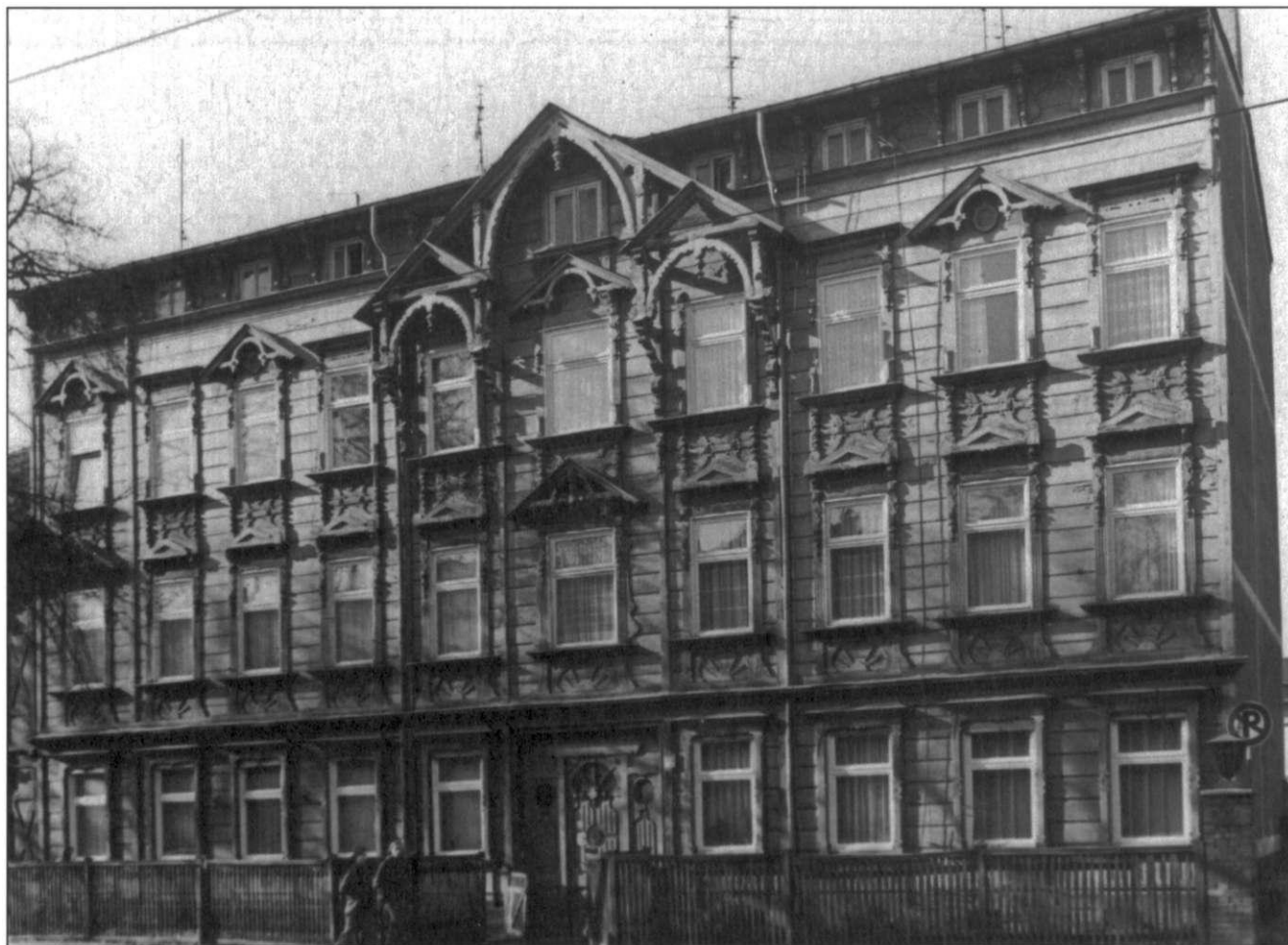


Abb. 34 Sudenburg, Leipziger Str. 13, Ostansicht



Abb. 35 Buckau, Basedowstr. 15, Südansicht



Abb. 36 Buckau, Porsestr. 17, Westansicht



Abb. 38 Verschieferung des ganzen Gebäudes, Maybachstr. 3 (26), Stadfeld, Zustand 1994

In Deutschland entstand eine Verschalungsarchitektur über der Fachwerkkonstruktion ohne konstruktive Notwendigkeiten. Nur in Magdeburg waren bisher drei komplexe Architekturen im Fachwerkbau zu finden, deren Schalung auf die stilistische Aussage zugearbeitet war. Die in Deutschland aufgefundenen Beispiele zeigen keine Eckrustika oder Pilaster. Die waagerechten Schalbretter waren besonders breit, und die Brettstöße waren durch Randprofile an Falzen oder Spunde so auffällig strukturiert, daß hier die Verwandtschaft zum „Neorenaissance-Quadermauerwerk“ nicht zu übersehen ist. Die Villa in Magdeburg, Basedowstrasse 15 (Abb. 35) und zwei Mietshäuser, Porsestraße 17 (Abb. 36) und Leipziger Straße 7, lassen dies erkennen. Durch die anderen Bauteile, wie Gesimse, Friese, Dachgesimse mit Konsolen, Fensterumrahmungen mit Verdachungen und Brüstungen können die beiden Gebäude stilistisch dem mediterranen-renaissancehaften Stilbereich zugeordnet werden.

Das Rayonhaus Leipziger Straße 13 (Abb. 34), das im oberen Bereich mit Schalung, einem Gesims im Erdgeschoß und kräftigem Dachgesims ausgeführt ist, betont trotzdem die Vertikale. Dies geschieht durch einen steilen Spitzbogengiebel auf Konsolen und Fenstergestaltungen, die mit Bautischlerarbeiten über drei Geschosse verlaufen und die mit Roll- und Beschlagwerksarbeiten verwandt sind. Dadurch läßt sich die Verschalungsarchitektur der Deutschen Renaissance zuordnen.

- Auch eine teilweise senkrechte Verschalung, die als Streifen an den Traufseiten des Gebäudes verläuft und soweit vorhanden, mit den verschalten Giebeln verbunden ist, stellt ein Charakteristikum eines anderen Typs des italienischen Landhauses dar, das A. W. Hertel in zwei Entwürfen vorlegt. Obwohl wir es bei den Entwürfen von Hertel mit verschalten Massivgebäuden zu tun haben, ist die Übernahme dieses Schalungsstreifens im Anschluß an die Traufe an den Fachwerkgebäuden Magdeburgs mehrmals in ähnlich stilistischer Absicht nachweisbar.
- Die Verschieferungen wurden am Fachwerkbau als Wetter- und Brandschutz eingesetzt. Die Rayonhäuser im Gleisbereich Hallische Straße 12 (Abb. 37) und Maybachstraße 3 (Abb. 38) wurden deshalb verschiefert. Da aber, wo die ganze Fassade unter der Verschieferung verschwand, begann man im vorigen Jahrhundert mit Schmuckformen zu arbeiten, wie im Hof des Hauses Schönebecker Straße 105 (Abb 39).

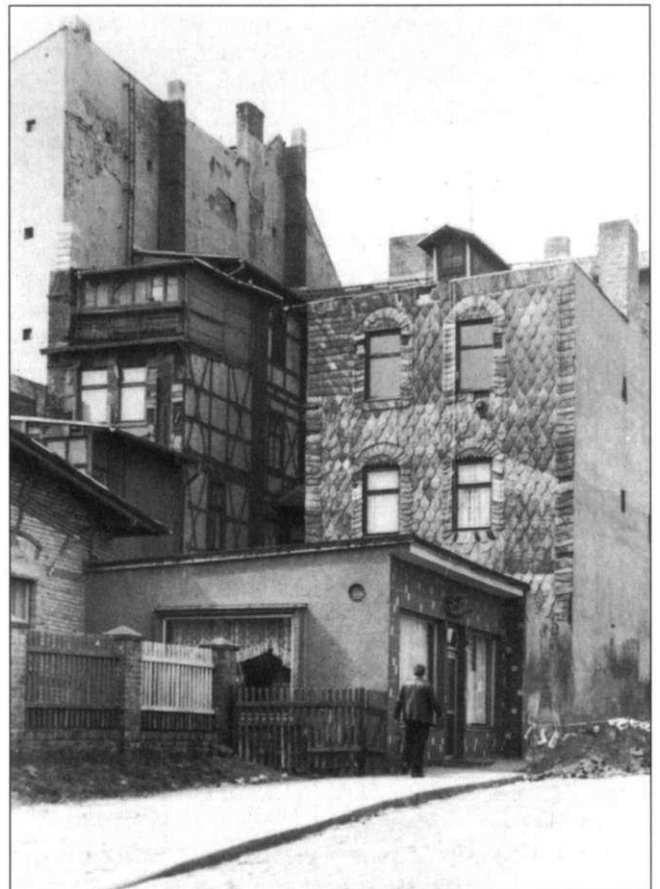


Abb. 39 Buckau, Schönebecker Straße 105

Die Hölzer der Fachwerkwand

DER STÄNDER

In der Literatur über den Holzbau wurden meistens nur Faustregeln zur Dimensionierung dieser Hölzer angegeben. J. Promnitz gab für Geschoßhöhen bis 3,20 Meter, 13 bis 16 Zentimeter Balkenbreite an und in der Tiefe des Mauerwerks mindestens 12,5 plus 2,5 Zentimeter also 15 Zentimeter, wenn der Stiel in der Außenwand nicht überputzt werden sollte. Bei Sichtmauerwerksausfachungen wurde der Ständer auch nicht schlanker, da man ihn mindestens 2 Zentimeter vortreten ließ. Promnitz wies aber darauf hin, daß bei Geschoßhöhen über 4 bis 5 Meter größere Dimensionen verwendet werden sollten. Ebenso sollte bei mehrstöckigen Gebäuden und Bauwerken mit größerer Geschoßhöhe wie Kirchenbauten, Reitbahnen und Magazinen größer dimensioniert werden.

Die größeren Lastaufnahmen bewältigten verdoppelte Hauptpfosten, die zangenartig Deckenbalken aufnehmen und ohne Schwelle direkt auf das Fundament gestellt wurden. Offensichtlich mußten solchen konstruktiven Maßnahmen statische Berechnungen vorausgehen. Bis auf Bemessungstabellen für Deckenbalken bei Hans Issel „Der Holzbau“ sind statische Bemessungsunterlagen in der zitierten Literatur nicht erwähnt. Issel schreibt: *„Ihre Stärke richtet sich nach der Stärke der Ausmauerung, wonach ihr Mindestmaß 12 x 12 Zentimeter betragen würde.“*

Wie bei den Deckenbalken, die aber auch statisch nachgewiesen werden mußten, wurden von den Baubehörden der deutschen Länder Mindestmaße gefordert, deren Dimensionen sicher einmal überprüft worden waren. Berechnungen des Baumeisters wurden bei deren Einhaltung nicht verlangt, wie R. Ahnert und K. H. Krause darlegen: *„Sollen aber die gemauerten Fache auch von Außen geputzt werden, so müssen die Ständer etwa 15 x 15 Zentimeter stark sein. Sollen sie aber gefugtes Mauerwerk enthalten, so müssen die Ständer 2 bis 3 Zentimeter nach außen vor die Wandfläche vortreten. Sie erhalten dann zumeist eine Abfasung, die bei geputzten Wandflächen lieber fortfällt. Die Entfernung der einzelnen Wandstiele voneinander beträgt gewöhnlich nicht mehr als ein 1 Meter, damit das gemauerte Fach nicht an Haltbarkeit einbüßt. Die Stiele werden mit der Schwelle durch 5 Zentimeter hohe Zapfen verbunden. Die Eckstiele macht man meist stärker als die übrigen, etwa 18 x 18 oder 21 x 21 Zentimeter. An der Innenseite werden sie dann entsprechend der Wandecke ausgeschnitten oder ausgeklinkt, damit sie mit den beiden Innenwänden bündig liegen. Bundstiele,.. werden in der Richtung der einbindenden Wand verstärkt. Wenn aber durch einen solchen Bundstiel die äußere Erscheinung*

des Fachwerks gestört wird, so läßt man die Scheidewand mit einen sogenannten Klebstiel stumpf gegen die Außenwand stoßen.“

Krauth und Meyer-Sales geben in ihrem Band „Die Bau- und Kunstzimmerei“ allgemein für Verbandshölzer ähnliche Dimensionen an: *„für unverputztes, bündiges Riegelwerk 12 Zentimeter, bei sichtbarem Holz und beiderseits bündigem Verputz eine Stärke von 15 Zentimeter, ebensoviel bei unverputzten Gefachen mit vorspringenden Verbandshölzern etc.“* ...*„wenn man die Holzkanten durch Abfasungen verzieren will, so kann man auch eine Dicke der Hölzer von 16 Zentimeter anordnen, wenn die Stockwerkshöhen und die übrigen Verhältnisse es wünschenswert erscheinen lassen.“*

Ahnert und Krause, geben einen Hinweis auf die Dimensionen von Mauerwerkswänden *„In Bauordnungen, die seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts in großer Zahl sowohl für die Städte als auch für das „platte Land“ wirksam wurden, waren Mindestwanddicken festgelegt, bei deren Einhaltung auf einen statischen Nachweis verzichtet werden konnte.“* Auf etwas Ähnliches spielt die Formulierung Issels an: *„Abgesehen von den oben angeführten Holzstärken kommen im Handel auch andere durch die Praxis eingeführte Maße vor, bei deren Anwendung in Rücksicht auf ein billiges Bauen der Ortssitte und Gewohnheit Rechnung getragen werden muß.“* Hier erscheinen nochmals die oben angeführten Maße für Wandstiele 13 x 13, 15 x 15 oder 18 x 18 Zentimeter, Eckstiele 14 x 14 bis 18 x 18 oder auch 21 x 21 Zentimeter, Streben 15 x 21 oder 18 x 21 Zentimeter und schließlich für Kopfbänder 10 x 10, 10 x 13 oder 13 x 13 Zentimeter.

Das Rayongesetz in Magdeburg lies für den Rayon zwei nur Wandstärken bis zu 15 Zentimeter zu. Das heißt, das nach obigen Holzdimensionen nur 13 x 13, 13 x 15 oder 15 x 15 Zentimeter in Frage kamen, selbst für dreigeschossige Miethäuser.

DIE SCHWELLEN

Die Dimension der Schwellen und Rähme entsprachen denen der Eckpfosten. Wenn die Rähme durch Überblattungen geschwächt wurden, wurden diese Schwächungen zugegeben, so daß Rechteckprofile entstanden.

DER RIEGEL

Er soll neben der Weiterleitung der Horizontalkräfte auf die verstreuten Felder, laut Issel gegen „Durchbiegung schützen“. Gemeint ist hier das Ausknicken, das aber nur in einer Achse verhindert wird, es sei denn man setzt die Einspannung der Riegel in die Mauerwerks-

ausfachung in Rechnung. Als Faustregel für die Abstände zwischen zwei Riegeln, so der Autor, rechnet man etwa einen Meter. *„Gewöhnlich nimmt man für eine Wandhöhe von 2,50 Meter eine einmalige Verriegelung an, für 3,50 Meter Höhe eine zweimalige und für 4,25 Meter Höhe eine dreimalige.“*

Eine andere Regel zur Verteilung der Riegel wird aus dem Gefachmauerwerk von Krauth, Meyer-Sales abgeleitet. *„Im Allgemeinen läßt man die einzelnen Riegeifache nicht über 2 Quadratmeter groß werden.“* Zur Dimensionierung führt Issel aus: *„Die Stärke der Riegelhölzer wird gleich derjenigen der Stiele bemessen.“* Dem widerspricht Promnitz: *„Nur für die Riegel genügt nicht nur eine geringere Breite, sondern ist dieselbe sogar vorzuziehen, weil sie bewirkt, daß das Holz dann auch weniger schwindet, den Tür- und Fensterriegeln hingegen kann man bei weiten Öffnungen auch eine größere Breite geben.“* Ihre Verbindung mit den Pfosten wird durch Verzapfung erreicht. Versätze sollen nur bei den Riegeln dazukommen, die Mauerwerks- oder Entlastungsbögen aufnehmen müssen. Bei den schmalen Ständern von 12 Zentimetern Breite soll, um unnötige Querschnittsminderungen zu vermeiden, der Anschluß der Riegel links und rechts in der Höhe versetzt werden, damit die Zapfen nicht aufeinandertreffen. Darin sind sich alle angeführten Autoren einig.

DIE STREBE

Bevor eine Rückbesinnung auf den traditionellen Fachwerkbau in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts stattfand, wurden einfachste Verstrebungsarten benutzt. Die konstruktiven Regeln zu der Aussteifung der Fachwerkwand werden um 1874 bei Promnitz so beschrieben: *„Die für die Wirkung des Strebebandes gegen den Seitenschub vorteilhafteste Neigung wäre die unter einem Winkel von 45 Grad, indessen würde dieselbe einen zu weiten Abstand zwischen den betreffenden Stielen erfordern; man begnügt sich daher meistens mit einer Neigung von 60 Grad und noch mehr - gegen die Horizontale ... sind daher, um diese Einwirkung (der Stürme) aufzuheben, für jede Fachwerkwand mindestens zwei Streben in entgegengesetzter Lage erforderlich. Gewöhnlich stellt man dieselben an die Ecken und wiederholt bei langen Wänden außerdem noch ein- oder zweimal die Verstrebung nach beiden Seiten hin; es ist hierbei sehr vorteilhaft, wenn zwei solcher Streben sich oberhalb in einen und denselben Pfosten einsetzen und wird man eine derartige Anordnung bei Gebäuden, für welche es auf feste Konstruktion wesentlich ankommt, unbedenklich wählen.“*

Hier wird ein Pfosten zwischen Schwelle und Rähm dargestellt, an dessen Kopfende mit Versatz zwei Streben anschließen, die unter einem spitzen Winkel in ent-

gegengesetzter Richtung sich abstützen. Zur Richtung der Eckstreben sagt Issel, diese müßten nach außen geneigt sein. Dadurch werden die horizontalen Windkräfte direkt dort abgefangen, wo sie auftreten und nicht erst über die Riegel auf das entgegengesetzte Eckfeld geleitet. Dieses sei immer der Fall, wenn gegen diese konstruktive Maßnahme verstoßen werde. *„Die Anwendung zu vieler Streben“,* so Promnitz, *„ist aber nicht ratsam, weil sie bei ihrer schrägen Stellung für die Ausmauerung nicht ohne Nachteil sind. Das Zapfenloch, mit welchem sich die Strebe in die Schwelle einsetzt, darf dem Stiele nicht zu nahe gerückt werden, weil sonst Gefahr wäre, daß das zwischen diesem Zapfenloche und demjenigen für den Stiel verbleibende Langholz ausspringt; indessen genügt allenfalls ein Zwischenraum von 8 bis 10 Zentimeter.“*

Hans Issel gibt weitere Hinweise zur Aussteifung der Fachwerkwand: *„Wenn wir nicht annehmen wollen, daß die Ausmauerung der Gefache und die öftere Verriegelung zusammen schon eine genügende Versteifung der tragenden Wandstiele herbeiführen, so müssen wir die Streben als wichtige Konstruktionsteile betrachten.“* Diese konstruktive Erkenntnis erklärt Wandkonstruktionen aus dem vorigen Jahrhundert, die nur wenige oder gar keine Streben besitzen, wie die Magdeburger Häuser Schönebecker Straße 9, Steinigstraße 12a oder Agnenstraße 11 (Abb. 170, 155, 22).

DAS SOCKELMAUERWERK

Dieses und das Auflager der Grundschwelle des Erdgeschosses werden in seiner Ausführung auch von den gestalterischen Vorstellungen beeinflusst. Hans Issel beschreibt seine gestalterische Aufgabe wie folgt: *„Für alle feineren Gebäude wolle man aber von vornherein den Grundsatz festhalten, daß das Haus um so besser wirkt, je höher sein Sockel aufgeführt worden ist. Natürlich hat die Sockelhöhe ihre Grenzen. Aber Gebäude von eineinhalb Stockwerkshöhen, wie wir sie im Fachwerksbau gern ausführen, sollten einen mindestens ein Meter hohen Sockel erhalten. Man erhält sonst den Eindruck, als ob das Gebäude „versackt“ wäre.“* Issel zeigt logischerweise nicht nur vorspringende Sockelformen, sondern auch vorspringende Schwellen, da ja nur die, diese Zone betonten.

Die Form des Sockels konnte, wenn er eine Höhe von einem Meter oder mehr hatte, noch gegliedert werden, wie beispielsweise bei Issel, in eine vorspringende Plinthe, aufgehendes Mauerwerk und rückspringendes Gesims. Auch schräg anlaufende Sockelmauern mit Gesimsen wurden ausgeführt.

Die zurückgesetzte Ausmauerung kann in jedem Fall als ein Nachteil für die Dauerhaftigkeit des Fachwerks an-

gesehen werden, weil der Schlagregen auf den waagerechten Teil des Balkens auftreffen und dann, wie das von der Wand herunterfließende Wasser, in die waagerechte Fuge zwischen Ausmauerung und Riegel eindringen konnte. Die Möglichkeit, daß das Regenwasser an vorstehenden Gefachen abtropfte, bestand nicht.

Eine ähnliche Entwicklung ist bei der Sockelausbildung zu erkennen. Issel zeigt dann nicht nur vorspringende Sockelformen, sondern auch vorspringende Schwellen, da dieser Bereich meistens betont werden sollte. Er sieht angearbeitete Schrägen zum Abfließen des Wassers vor und fordert auch eine Mindesthöhe des Sockelmauerwerks von 40 bis 50 Zentimetern, damit die Feuchtigkeit dem Fachwerk nicht schaden kann, nimmt aber aus formalen Gründen eine zusätzliche Spritzwasserzone an der Grundschwelle in Kauf.

Die sinnvolleren Lösungen gehen aber deshalb nicht verloren. Man findet bei den Rayonhäusern einen mit dem Fachwerk bündigen Sockel. Bei den Rayonhäusern in Koblenz und besonders in Magdeburg wurde von Seiten der Kommandantur der Festung eine geringe Sockelhöhe vorgeschrieben, damit nach dem Abriß des Fachwerkhäuses keine unnötige Deckung für angreifende Truppen mehr vorhanden war. Man forderte deshalb nach dem Reichs-Rayongesetz eine Sockelhöhe von 30 Zentimetern in ebenem Gelände oder Terraingleiche mit genehmigten Aufschüttungen im Gelände (Abb. 23). Das konnte zu Sockelhöhen bis zu 1,50 Metern führen. Meist bedeutet das, daß man einen verbesserten Schutz der Schwellen gegen aufsteigende Feuchtigkeit einbringen mußte. Dabei halfen der Einsatz neuer Baustoffe. „Man deckt das Mauerwerk so ab, daß Feuchtigkeit aus demselben der Schwelle nicht schaden kann“, notiert Hans Issel. „Dies bewirkt man entweder durch eine auf das Mauerwerk aufgebrachte Asphaltenschicht oder auch wohl durch eine Zementschicht oder eine Dachpappenlage.“

DER AUFBAU DER INNENWAND

Die Innenwand veränderte sich im 19. Jahrhundert nur unwesentlich. Wie unter den Stockwerksystemen beschrieben, nahm sie nicht mehr so häufig Kopf- und Fußbänder der Pfosten der Außenwand auf. Sie wurde aber weiterhin zur Aussteifung des Gebäudes benutzt und entsprechend verstrebt. Die Dimensionierung ihrer Hölzer entsprach dem sparsamen Holzverbrauch im gesamten Gebäude dieser Zeit. In der Regel wurden entsprechend dem Ziegelformat 12 mal 12 Zentimeter starke Hölzer verwendet. Ihre Lage in der Baukonstruktion wurde wie im Mauerwerksbau übereinander in den Geschossen auf eigenen Fundamenten angeordnet. Wenn möglich wurde die Innenwand an einen Pfosten angeschlossen. Wenn dies die Grundrißaufteilung nicht zuließ, wurde ein sogenannter „Kleb-

pfosten“ an die Innenseite der Außenwand gestellt, und zwar als erstes Holz der Fachwerkinnenwand, dargestellt bei Hans Issel.

Um im größeren Umfang die Grundrißaufteilung von der Lage der im Untergeschoß liegenden Trennwände unabhängig zu machen, wurde die sogenannte Sprengwand eingeführt. In der Literatur wird sie um 1874 näher beschrieben als eine Fachwerkwand, „zu deren Construction man in dem Falle Zuflucht nimmt, wenn die innere Eintheilung eines Gebäudes bedingt, daß einzelne Wände auf nicht darunter stehende Mauern treffen. Diese Wände sind nichts anderes als ein mit Stielen und Riegeln etc. ausgebundenes Hängewerk, und daher der Name „Sprengwand“ ein nicht ganz richtig gewählter, indessen ist er einmal der gebräuchliche.“ schreibt Promnitz. Diese Form der Wand spielte aber bei den Rayonhäusern kaum eine Rolle. Die Wohnhäuser mit erdgeschossigen Gastwirtschaften, bekannt sind nur noch Leipziger Straße 18, 54 und Potsdamer Straße 9, könnten dafür in Frage kommen wie die Villa Lübecker Straße 130.

Ahnert und Krause, die die Sammlung ihrer Baukonstruktionen bis 1860 zurückverfolgen, datieren leider nicht die erstmalige Anwendung dieser Wand. Mehrere Ausführungen dieser Konstruktion werden von ihnen als Wände dargestellt, die nur auf zwei Auflagern ruhen, im Fachwerkbau auf zwei Wänden, die im Untergeschoß 90 Grad zur Innenwand verlaufen. Tatsächlich handelt es sich bei den Konstruktionen um einfache Hängewerke oder doppelte Hänge- und Sprengwerke, je nach dem, wo man die größte Lasteintragung erwartet. Sogar Zugbänder aus Eisen wurden verwendet.

Zwei ausgeführte Beispiele findet man im Hotel „Habichtstein“ Alexisbad in dem Querschnitt a - b, und c - d. Sie treten als Längswand- und Querwandaufhängung unter Verwendung von eisernen Schuhen auf. In Magdeburg, im Harzer und Thüringer Raum wurden die Innenwände der Fachwerkbauten mit Strohlehm versehen, auch wenn die Außenwände mit Ziegelmauerwerk ausgefacht waren. Erst zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde dies unüblich. Der Verputz wurde im ersten Fall im Hausinneren total in Lehmverputz ausgeführt; daneben wurden alle unter den Außenwänden beschriebenen Praktiken benutzt. Ansonsten verwandte man normalen Kalkputzmörtel.

Der freistehende Pfosten

SEINE AUSFÜHRUNG (ABB. 40)

In der Baugeschichte wird der bearbeitete Baumstamm oder Pfosten als Ausgangspunkt für die Entwicklung der Steinsäule betrachtet. Zwei Formen der Zerstörung muß

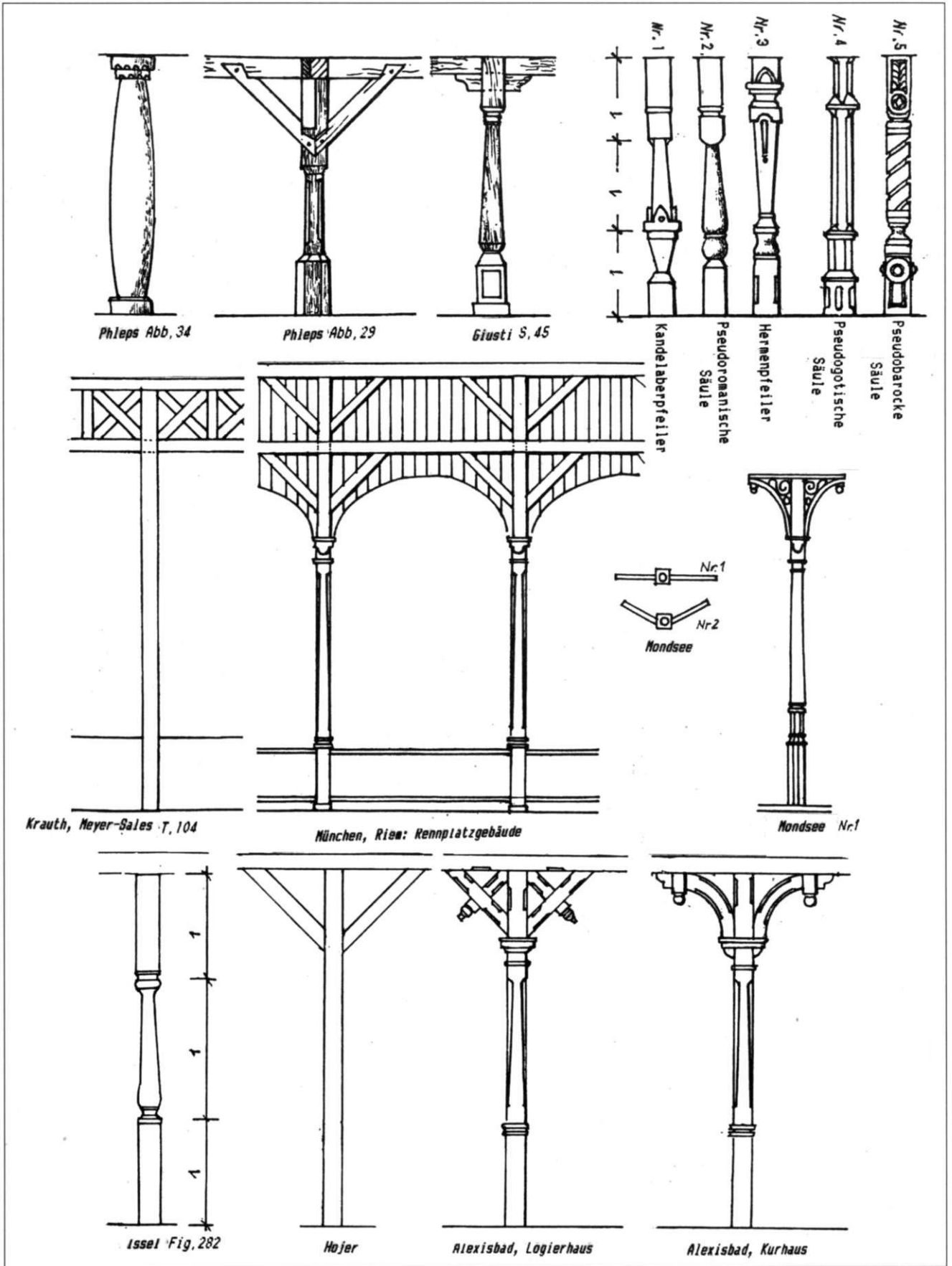


Abb. 40 Der freistehende Pfosten

der Pfosten unter Belastung widerstehen, dem Zerdrücken und dem Ausknicken. Wenn also der Querschnitt für die Lastaufnahme mehr als ausreichend ist, kann er für die Gestaltung geschwächt werden. Dies kann in der Gesamtform so geschehen, ohne daß dadurch eine unnötige Schlankheit des Pfostens geschaffen wird, wenn man den größten Querschnitt in der Mitte des Bauteils beläßt, auch um ihn gegen Ausknicken zu sichern. Dies führt zur Schwellung der Säule.

Ob handwerkliche Erfahrungen für diese Prinzipien vorlagen, als man die Säulen der nordischen Stabkirchen schuf oder wie die der Wallfahrtskapelle von Kleinkirchheim in Kärnten (s. Phleps Abb. 30), ist schwer nachweisbar. Ein entgegengesetztes Formprinzip ist die Schwächung des Querschnitts in der Mitte beziehungsweise seine Verstärkung am Kopf- und Fußende. Dieser Fall ist konstruktiv notwendig, wenn der Pfosten Verstärkungen braucht, also eingespannt werden soll (s. Phleps Abb. 29).

Bis zum 19. Jahrhundert wurde der freistehende Pfosten in den selteneren Laubengängen und Veranden als Pendelstütze eingesetzt. Die Pendelstütze im Fachwerk tritt im 16. Jahrhundert in den Regionen Straßburg und Colmar auf. Hier lassen sich Beispiele an Laubengangkonstruktionen finden, in denen Pfosten mit und ohne Sattelholz die Schwellen der Gänge aufnehmen. Beide Konstruktionen waren nur möglich, weil zu der Zeit Holzdimensionen gewählt wurden, die die erforderlich großen Auflageflächen mit Zapfen an den Balkenköpfen hergaben. Beziehungsweise ermöglichten die Dimensionierungen es, den Pfostenkopf zum Einhälsen auszuschneiden, um das Sattelholz und den zu unterstützenden Balken aufzunehmen, wie Annemaria Giusti in ihrem Buch „Straßburg“ näher beschreibt (s. Giusti S. 45).

Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde der Pfosten in seiner gestalterischen Aufgabe gegenüber seiner historischen Verwendung aufgewertet, weil er bei den neuen Bauaufgaben wie Bahnhofshallen, Rennbahntribünen, Trinkhallen, Konzertpavillons, Veranden, Altanen oder Loggien auch schon aus konstruktiven Gründen häufiger in Erscheinung trat. In Zusammenhang mit den Rayonhäusern tritt er nur an vereinzelt Veranden oder Pavillons auf. Obwohl er oft Träger einer aufwendigen Gestaltung wurde, erhielt der Pfosten nicht die Bedeutung wie die Säule in der Steinarchitektur, da er, wie oben dargestellt, aus konstruktiven Gründen immer ein Teil einer skeletthaften Struktur bleiben mußte.

DIE GESTALTUNGSPRINZIPIEN DES FREISTEHENDEN PFOSTENS

Seine Gestaltung im 19. Jahrhundert bestimmte vorwiegend das Prinzip, daß die Formgebung in der Mitte des Pfostens vorgenommen wurde, während Kopf- und Fußende meist ungeschwächt blieben. Der Grund bestand darin, daß kaum eine Pendelstütze, sondern vorwiegend eingespannte Stützen in Arkaden und Laubenkonstruktionen erforderlich waren. So nimmt ein Verandapfosten einen Unterzug über ein paar Kopfbügel auf, steht mit seinem Fußbereich in einer Brüstung und ist dort eventuell noch mit Verstrebungen eingebunden.

Außer bei neogotischen Entwürfen sind antikisierende Vorbilder Vorlagen zur Gestaltung des mittleren Bereichs des Pfostens, der dann ein Bauglied darstellen soll, das eine Verstärkung im zentralen Bereich benötigt. Tatsächlich erhält der gesamte Pfosten aber nicht diese Form, da Einschnürungen im Kapitell- und Basisbereich eine Schwächung im mittleren Bereich des Pfostens ergeben. Am Beispiel des Pfostens sieht man deutlich, daß der Holzbau des 19. Jahrhunderts sich von der Imitation gelöst hatte, wie sie der Klassizismus noch mit Säulen aus Holz und Stuck betrieb. Für das Material Holz war eine adäquatere formale Lösung der Gestaltung gefunden. Diese Abwendung von der Imitation war nur möglich in einem freizügigen Umgang mit den historischen Formen, wenn diese schon als ideales Vorbild für architektonisches Schaffen galten.

DIE KONSTRUKTIVE UND GESTALTERISCHE EINBINDUNG DES PFOSTENS IM KOPFBEREICH

Die einfachste Lösung bestand darin, die Pfosten mit je zwei Kopfbändern an das Rähm anzuschließen, wobei es auch üblich war, den Eckpfosten so anzubinden, wenn das Rähm entsprechend weit überstand (Abb. 40; Hojer). Das Kopfbandfeld konnte mit einem schrägen Pfosten ausgefüllt werden, wie Kurhaus in Alexisbad (Abb. 40, 143). Das gerade Kopfband konnte geschweift werden oder die Form eines Kreisabschnittes erhalten. Das ergab renaissancehaft wirkende Arkaden. Wurden diese Kopfänder zusammengedrückt, erhielt man komplette Holzbögen, wie am Gebäudevorsprung der Leipziger Straße 14 (Abb. 94, 60).

Das System konnte durch Riegel im Ansatzpunkt der Kopfbänder erweitert werden. Sehr beliebt war die Verbindung von zwei Stützen mit einem Riegel, die nur links und rechts je ein Kopfband bekamen. Eine Sonderform stellt die Veranda des Rayonhauses Liebknechtstraße 14 (Abb. 41) dar. Die Kopfbänder zwischen Koppelstützen überschneiden den Pfosten in halber Riegelhöhe und treffen sich in seiner Mitte. Im Riegelfeld bilden kürzere Kopfbänder mit den Schenkeln der großen

Kopfbänder einen Rhombus. Der Dreiecksbogen ist wie ein gotischer Kleeblattbogen ausgeschnitten, der Rhombus wie ein Vierpaß. Der Riegel konnte auch unterhalb der Kopfbänder durchlaufen, dann war bereits statisch eine Einspannung der Pfosten in einen Gitterbinder gegeben, wenn jeder Pfosten zwei Kopfbänder erhielt. Der durchlaufende Riegel bildete Gefache, in denen man sich freizügiger bewegen konnte. Segmentbögen und Paßformen wurden in diese unter einem Vorbau am Haus Porsestraße 15 (Abb. 101b) eingesetzt. Wenn der Riegel, der einen Binderuntergurt darstellte entfiel, und die Stützen unter dem Rähm mit Andreaskreuzen verbunden waren, so näherte man sich wieder einer Binderkonstruktion, wie sie am Turmuntergeschoß des Logierhaus Alexisbad verwendet wurde. Dies wurde für kleine freistehende Gebäude wie Pavillons und Gebäude mit zurückgesetzter Schalung (Bundwerk) konstruktiv vorteilhaft ausgenutzt.

Nachdem die Pfosten in ein binderartiges System aus Rähm und Riegel eingebaut waren, konnten sie auch noch Kopfbänder erhalten, wenn es für größere Hallenüberdachungen statisch notwendig war. Dies zeigt das Rennplatzgebäude in München Riem. Auf der Außenseite wurden die Konstruktion mit Korbogenausschnitten verschalt, um wieder eine renaissancehaft wirkende Arkade zu erhalten.

Im vorigen Jahrhundert trat zuletzt auch der Stilbegriff Romanik auf, der Einflüsse auf die Gestaltung des Pfostens hatte. Anstelle eines Säulenschaftes ist der Pfosten mit einem verjüngten Pfeiler und einer Abfasung auf einer Kugel gestaltet, statt einer Ausführung mit Basis und Würfelkapitell als Abschluß. Ob man vier schildförmige Brettchen unter profilierten Leisten noch als Synonym für ein romanisches Würfelkapitell verstehen muß, bleibt offen. Hans Issel zählt ähnliche Beispiele zu den romanischen Gestaltungen, die unter anderem auch einen Korbogen unterstützen. Dies legt den Schluß nahe, daß ein Brettkapitell und ein Bogen, gleich welcher Form, als Stilmerkmal der Romanik in dieser Zeit ausreichen.

DER PFOSTEN ALS PFEILER

Man ging konstruktiv so vor, daß man den Holzquerschnitt so wenig wie möglich schwächte. So wurden bei Pfeilergestaltungen nur Fasen angebracht, statt wirkliche achteckige Querschnitte zu schaffen, wie es bei reinen neogotischen Entwürfen vorgesehen war. Diese hatten sich in der weiteren Entwicklung nicht durchgesetzt, wie die Beispiele bei Georg Ungewitter und R. Baumeister zeigen. Statt dessen wurde die Gestaltung nach Schinkel-Schüler Ludwig Persius in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Hauptsache verwendet.

Bei aufwendigeren Gestaltungen, bei denen Steinpfeiler aus kunsthistorischen Epochen als Vorbild dienten, wurden nach Issel Holzquerschnitte von 18 x 18 bis 22 x 22 Zentimeter vorausgesetzt, die man holzbildhauerisch bearbeitete. Eine Alternative dazu war der sich verjüngende Pfosten. Viel häufiger wurden aber Verjüngungen des Pfostens nach oben oder unten durch schräge Abfasungen an den Kanten vorgetauscht, wie in Alexisbad am Logierhaus und Kurhaus zu erkennen. Weiterhin gliederte man die verbleibenden Flächen noch durch Nuten oder Fräsarbeiten.

Um Kapitelle oder Pfeilerbasen zu erhalten, wurden ausgeschnittene Brettchen und Profileisten aufgeleimt und genagelt oder zusätzlich gedrechselte Knöpfe aufgedübelt. Um 1866 wird die zuletzt genannte Methode bei R. Baumeister wie folgt beschrieben: „Ein anderes Hilfsmittel der Gliederung besteht darin, profilierte Leisten anzunageln, und somit Vorsprünge auf dem glatten Pfosten zu bilden. Durch „Einsetzen“ des Gesimses in den Kern ... läßt sich jedoch diese Beschränkung beseitigen, und Einlassen bildet jedenfalls noch eine empfehlenswertere Befestigung als Nägel und Leim.“

Ein Beispiel für solche Arbeiten waren auch die Pfosten im Tribünenbereich der Pferderennbahn München-Riem. Aber auch stärkere Pfosten, wenn sie nicht historischen Vorbildern nachgearbeitet und bauplastisch

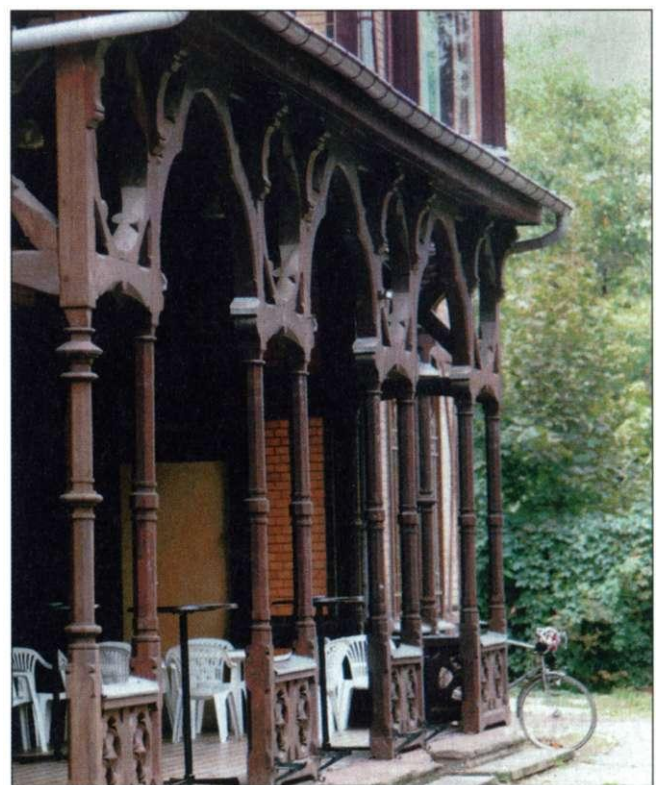


Abb. 41 Stadtfeld, Liebknechtstr. 14 (Rückseite), Säulen im Bereich einer Veranda

durch eine Querschnittsverjüngung gestaltet waren, wurden durch aufgeleimte Drechslerarbeiten ergänzt, zum Beispiel die Pfosten des Konzertpavillons in Baden bei Wien. Im negativen Sinn werden diese Verfahren im Vorwort von Hans Issel 1900 in „Der Holzbau“ aufgeführt: „...keine Tischler- und Drechsler-Architektur, das ist für den deutschen Holzbau die Losung.“

In Magdeburg finden wir noch eine zusätzliche konstruktive Lösung am Pavillon („Gasthaus“) des Hauses Leipziger Straße 8 (Abb. 42). Sie besteht darin, daß ein gekoppelter Pfosten Teil eines Giebels ist, der in der Giebelschulter von Sparren, Sprengwerk und Bundbalken eingebunden wird.

Die Pfeilerform war die häufigste Pfostenform, weil dafür der aufwendige Drechselvorgang in der Werkstatt wegfiel. Stilistische Verwandtschaften waren im wesentlichen auf die Renaissance beschränkt. Die sich verjüngende Pfeilerform konnte über die Abfasungen hinaus durch einen entsprechenden Zuschnitt (Pyramidenstumpf) gegliedert sein. Für aufwendige Ausführungen konnten deren Oberflächen auch noch gegliedert werden, indem man sie durch Anlegen von tiefer gefrästen Flächen rahmte. Auch das Nuten der Oberflächen, der darunter befindlichen postamentähnlichen Teile oder der darüber befindlichen kapitellähnlichen Teile, sollten Renaissance-Charakteristika darstellen. Bei einem Pfosten konnte über der Basis ein Quader angeordnet sein. Dieser konnte dann noch mit Facettenteilen (Pyramiden oder Prismen) besetzt werden, wie in Koblenz, Mainzer Straße 128/130. Wenn noch ein Pyramidenstumpf darunter vorhanden war, so läßt sich kaum ein historisches Vorbild dazu nachweisen, aber die Form erin-

net weniger an eine Renaissancesäule, sondern eher an die Gestaltung der Balustrade im Treppenhaus des Oberen Belvedere in Wien.

Die beschriebenen Pfeilerformen, die über Einschnürungen über der Basis verfügen, werden hier zu den „Kandelaber“-Pfeilern (Abb. 40) gerechnet. Das Pfostenkapitell bestand häufig aus vier schildförmigen Brettchen. Sonst wurden Pfostenkapitelle aus Leisten mit einem aufsteigenden Karnies gefertigt, gefolgt von einer rechteckigen Fläche und abgeschlossen mit einem neutralen Profil.

Die Form des „Kandelaber“-Pfeilers umgedreht ließ einen Hermenpfeiler entstehen, der ebenfalls ein beliebtes Motiv in der Renaissance war. Als Beispiele gelten die Portalpfosten des Konzertpavillons in Baden bei Wien als aufwendigste Gestaltung mit ornamentalen Einfräsungen und aufgedübelten Knöpfen. Die Pfeiler an der Hauseingangstür des Hauses, Leipziger Straße 8 (Abb. 46) sind ebenfalls reich gegliedert durch Tischlerarbeiten.

DER PFOSTEN ALS SÄULE

Die Säule wurde im vorigen Jahrhundert gedrechselt, wenn sie nicht die holzbildhauerische Kopie eines historischen Vorbilds werden sollte. Issel selbst führte im gleichen Buch die Pfostengestaltung als gedrechselte Säule in vielen Bildbeispielen an. Meistens wurde sie als selbständig gestaltetes Element vorgetäuscht, als ob sie zwischen Brüstung und Kopfbügel oder Rähm stünde. Letztlich war sie nur ein gedrechselter Abschnitt eines Pfostens, der sich in beiden Richtungen vierkantig fortsetzte. Dies war eine eigenständige Lösung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Der Schaftbereich besaß eine Verjüngung, eventuell nur durch Abfasungen, die von unten nach oben verlief. Dies sollte auf antike Pfeiler oder Säulen verweisen, wie in dem oft genannten Beispiel des Logierhaus Alexisbad. Der Schaft erhielt zwei Verjüngungen. Wenn seine größte Querschnittsfläche im unteren Drittel lag, deutete dies auf die formale Beziehung zu einer Renaissancesäule oder einem Pfeiler hin. Befand sich die größte Querschnittsfläche im oberen Drittel eines viereckigen Pfostens, so wies das auf das Vorbild des Hermenpfeilers hin. Dies traf bei säulenartigen Gebilden wahrscheinlich nicht zu. Hier dürften der Baluster oder die Docke Pate gestanden haben, wenn der Säulenschaft im oberen Drittel eine Verdickung besaß.

Gotische Vorbilder wurden in Veröffentlichungen von Hans Issel in Holz übertragen. Der Säulenschaft war nicht nur gekerbt, sondern wurde in Form eines Tautabes auf einen achteckigen Pfeiler mit ebensolcher

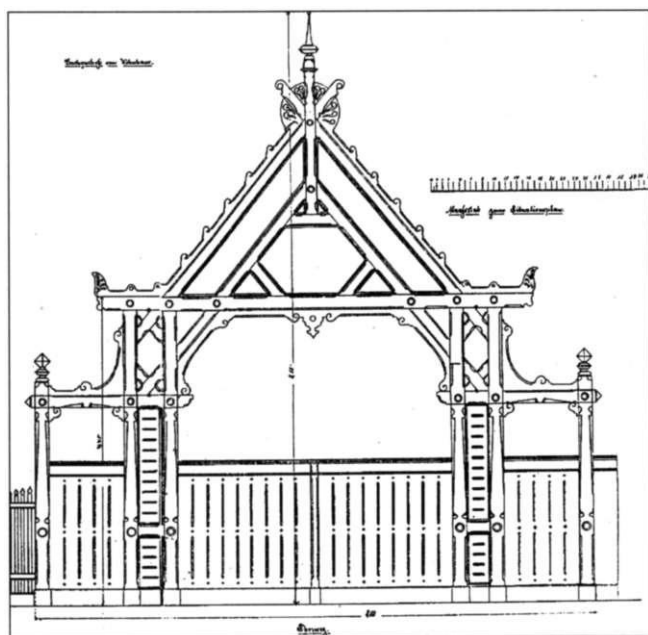


Abb. 42 Gartenhaus Leipziger Straße 8 ("Gasthaus")

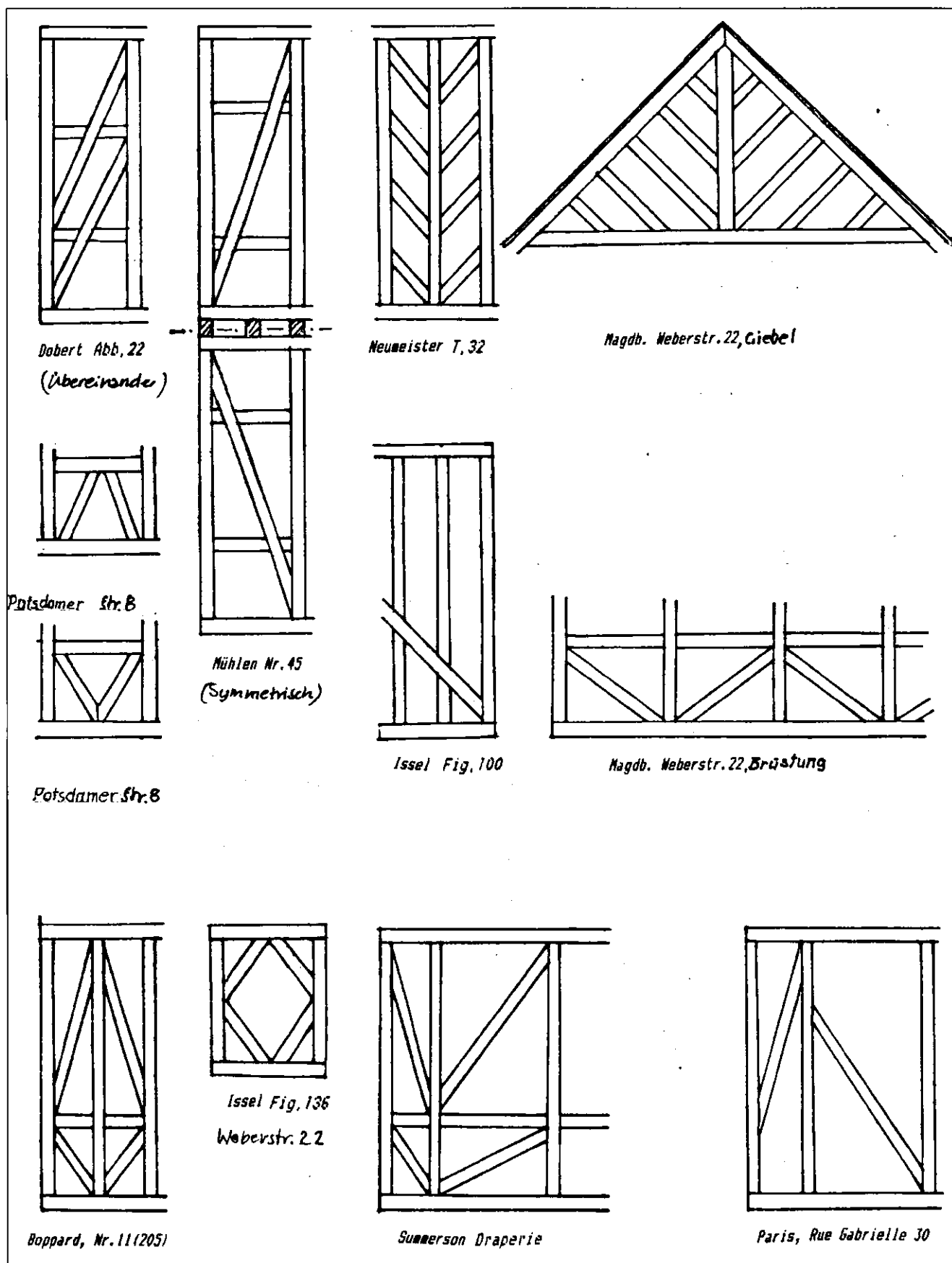


Abb. 43 Die Streben

Basis gestellt und mit einem achteckigen Kapitell mit Kaffgesimsquerschnitt abgeschlossen. Andere Beispiele zeigen gotische Achteckpfeiler, die recht originalgetreu in den Holzbau übertragen wurden. Der Schaft hatte parallel verlaufende Oberflächen. Wahrscheinlich hatte die neogotische Bewegung die besseren theoretischen Grundlagen für die Anwendung dieser Formen geschaffen. Es entstand damit also ein Schaft, der nicht in seiner Form durch eine Verdickung gegen Ausknicken gesichert war. Zwischen Kapitell und Basis war er gleichmäßig schlank. In der Mitte oder in Brüstungshöhe besaß er Schaftringe. Zwei Beispiele finden wir noch in Magdeburg an der Veranda des Hauses Liebkehnstraße 14, gedrechselte Säulenschäfte mit Schaftringen und Kapitellen in Kaffgesimsform (Abb. 41).

Die Renaissance entwickelte Säulen mit Phantasieschäften. Der Säulenschaft war aber häufig im unteren Teil noch weiter gegliedert, indem sich unterhalb des größten Querschnitts noch eine kelchartige Form oder ein Kugelabschnitt über einer Basis befand, die im unteren Bereich Ausbauchungen besaßen. So erreichte man eine Nähe zur Kandelaber- oder Renaissancesäule.

Sales-Meyer verweist bei Renaissancesäulen auf „kandelaberartige Gliederungen“. Da solche Vorbilder im Holzbau des vorigen Jahrhunderts nachwirkten, wird der Begriff „Kandelaber-“ für alle nach unten ausladenden Stützenformen der Einfachheit halber verwendet (Abb. 40 ; Nr.1). Dies bietet sich noch aus einem weiteren Grund an. Die Verjüngungen, Schwellungen oder Einschnürungen sind alle viel stärker als bei den historischen Vorbildern. Es gab für solche Säulenformen welche mit einem zwiebeiförmigen Schaftabschluß oder mit einem tonnenförmigen Schaftende. Die Kapitelle waren vasenförmig oder halbkugelförmig. Andere Kapitellformen waren aus gedrechselten Hohlkehlen entstanden. Auch eine „Hermensäule“, die nicht antikisierend gemeint ist, ist bei Issel wie die vorgenannten Beispiele zu finden (Abb. 40; Nr.3). Dieser gedrechselte Pfosten entstand aus amerikanischen Einflüssen auf das deutsche Fachwerk. Das Kapitell ist ein Kubus, während eine Basiszone fehlt.

Eine barocke Gestaltung der Holzsäulen setzte im 19. Jahrhundert nicht einmal mehr eine Querschnittsmodulierung des Säulenschaftes voraus. Nach der Beschreibung von Hans Issel hat der Säulenschaft dann eine exakte zylindrische Form, ausgestattet mit „kräftig schräg verlaufenden Einkerbungen“. Nach seinen für barocke Gestaltung genannten Beispielen, zeigen zwei davon schon völliges Unverständnis für barockes Formgefühl. Das Vorbild, die gedrehte Säule, deren runder Schaftquerschnitt sonst einer Spirallinie folgte, ist überhaupt nicht wiederzufinden. Bei den weiteren Beispielen sind nur noch zylindrische Schäfte

mit einer oder mehreren spiralförmigen Einkerbungen zu erkennen (Abb. 40; Nr.5).

Die typischen Verbände der Außenwand

Zurückgesetzte Ausfachungen brachten die Skeletthaftigkeit der Fachwerkwand durch die Holzverbände noch mehr zur Geltung. Die Ornamentik trat bei der Gestaltung der Bauwerke am Ende des 19. Jahrhunderts immer weiter in den Vordergrund. Hans Issel begründet in diesem Zusammenhang das neu erwachte Interesse am Fachwerkbau so: „Bei der Anwendung des Fachwerkbauwerks für ländliche Wohnhäuser, Villen in Badeorten, Sommer-Restaurants, Turnhallen, überhaupt für Gebäude, die feineren Lebensverhältnissen dienen sollen, kommt es uns in erster Linie auf eine malerische Wirkung an. Diese ist, auch schon in der bloßen Wandbehandlung, mehr mit den Mitteln zu erreichen, die der Fachwerkbau in Süddeutschland und in der Rheingegend mit hinzunahme, und deshalb sehen wir, wie beide Bauweisen, die norddeutsche und die süddeutsche, in Vermischung heute auftreten.“

Zwei Stile an einem Gebäude bedeuteten auch ein Mehr an Formen. Die malerische Wirkung basierte auf formalem Überfluß, so daß es nahelag, die konstruktiv notwendigen Verstrebungen über das statisch notwendige Maß hinaus auch gestalterisch einzusetzen.

Die Diagonalstrebe (Abb. 43)

- Die geschoßhohe Diagonalstrebe, gibt es in zwei Richtungen verlaufend, von unten nach oben zur Gebäudemitte oder umgekehrt. Sie dient in der Regel zur Aussteifung des Eckpfeilers. Sie kann auch, wenn der Eckpfeiler durch zwei Riegel geteilt ist, zweimal übereinander in gleicher Richtung eingesetzt werden. Ebenfalls finden sich Formen, in denen eine dritte Diagonalstrebe in Gegenrichtung kreuzend eingesetzt wird, wenn sie über zwei Felder führt. Die Diagonalstrebe kann auch als Kopfstrebe verkürzt unter dem Sturzriegel in einen Pfosten eingezapft werden. Bei mittelalterlichen Gebäuden finden wir Diagonalstreben in V-Form in den Brüstungsfeldern, deren Verband von Giebel zu Giebel läuft und die einzige Aussteifung der Wand darstellt. In Neigungsrichtung, am Kopf der Strebe, wird die Horizontalkraft aufgenommen und am Fuß weitergegeben. Dieser V-Strebenverband läßt statisch gesehen das Gefach wie eine steife Scheibe wirken.

- In einfachster Form traten die Diagonalstreben im Geschoß in den Endfeldern symmetrisch zur Gebäudeachse auf. Von einer ornamentalen Verwendung kann man erst sprechen, wenn ein zusätzliches Element hinzukam. Die Richtungsänderung der Streben im Eckpfeiler von Geschoß zu Geschoß ist beispielsweise ein

solcher Zusatz. Eine V-förmige Anordnung der Streben in einem Feld war ebenfalls gebräuchlich. Ursprünglich ergab sich diese Form aus Fußbändern. Diese Form ist jedoch eine Brüstungsfüllung, die nicht mehr mit den Pfosten in Verbindung steht, beziehungsweise der Richtung einem Fußband zum Pfosten direkt zuwiderläuft. Die angeführten Bauwerke benutzen diesen Verband mehr zu ornamentalen Zwecken. Historische Beispiele, die den V-förmigen Verband aus Fußbändern entwickelten und dekorative Formen hinzusetzten, wurden Ende des 19. Jahrhunderts kopiert. Als V-Verband und umgekehrt beherrscht er am Rayonhaus in Magdeburg Potsdamer Straße 8 die ganze Fassade (Abb. 165).

- Reihungen der Streben sind aber auch bei Übernahme historisierender Formen erkennbar, wie beim sogenannten „Tudorstil“ an der Brüstung des Hauses Weberstraße 8. In dieser Art gestaltete Häuser haben häufig im dreieckigen Giebfeld eine Reihe von Streben, die um einen Pfosten fischgratartig angeordnet sind. Fischgratartige Reihungen im Pfeilerbereich und über drei Geschosse sind auch im ländlichen Bereich zu finden, wie am Gehöft von 1905 in Alt-Hoxhohl 35. Lester Walker datiert in seinem Band „American Shelters“ aus dem Jahre 1981 die landesweite Ausbreitung dieses Tudorstils in den USA auf 1900. Mit grosser Wahrscheinlichkeit war dieser Fachwerkstil, wie Veröffentlichungen bei Hans Issel und A. Neumeister um 1899 zeigen, auch in Deutschland beliebt.

- Eine andere Eigentümlichkeit der Verbände des Tudorstils, den wir auch in Magdeburg finden, stellt die gefachübergreifende Strebe dar, die in der Giebelschulter vom Haus Weberstraße 22 auftritt (Abb. 126, 127).

- Eine Eigenart der gestalterischen Verwendung der Strebe ist schon im historischen Fachwerk Frankreichs und auch später zu beobachten. Hier wurden Streben in unterschiedlichen Winkeln, in getrennten Feldern zueinander gestellt. Als Beispiele kann man das Wohnhaus, Paris Rue Gabrielle 30 und den Entwurf Viollet-le-Duc's für eine Draperie (Tuchhandlung) nehmen. Im deutschsprachigen Bereich ist diese Form im Fachwerkbau bisher nicht aufgefunden worden.

- An renaissancehaften Fachwerkgebäuden treten in Magdeburg auch geschwungene Streben an der Fassade der Leipziger Straße 9 über der Einfahrt auf. Diese Strebe kombiniert mit Kopf- und Fußbändern ist auch am Haus Leipziger Straße 15 an der ganzen Fassade verwendet worden. Auch in Pfeilern aus zwei Gefachen wird hier die Strebe übereinander in der Richtung gewendet eingesetzt.

Der Rhombus

- Eine Zusammenfassung von vier Streben in einem Feld zu einem Rautenmotiv oder Rhombus ist bei Hans Issel und A. Neumeister dargestellt. Dieser Verband scheint erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aufzutreten, dann aber in unterschiedlicher Form und außerdem recht selten. Der Rhombus steift auch die Endfelder des Stockwerks aus wie ein Andreaskreuz, nur daß er aus zwei Kopf- und zwei Fußbändern besteht, die sich in einem Pfosten an der Einzapfung berühren, sowie an Schwelle und Rähm. Einige Beispiele gibt es für die Figur in einem Gefach, oder dieser Verband wird durch Pfosten und Riegel im Gefach geteilt. Das Gefach kann in beiden Richtungen Horizontalkräfte aufnehmen, allerdings mit den Nachteilen, die auch bei den halben Verbänden auftreten. In vier Feldern zu einem Rautenmotiv mit zwei verschiedenen Schrägen finden wir diese Form an den Eckpfeilern des Hauses Nummer 11 in Boppard. Eine Variante in symmetrischer Form findet sich an den Pfeilern des Jagdhauses Bleß in der Rhön. In Magdeburg tritt der Rhombus nur in Abwandlung zur Vierpaßform an einem Haus im Tudorstil auf, nämlich in der Weberstraße 22.

Die Andreaskreuze (Abb. 44)

Das Andreaskreuz war die dominierende Verstrebnungskonstruktion im vorigen Jahrhundert. Den Aufwand der vielen Einzapfungen und Überblattungen und die damit verbundenen Holzschwächungen konnte man reduzieren, wenn das Andreaskreuz nur im Fensterpfeilerfeld eingesetzt wurde. Hans Issel weist auch auf die Nachteile dieses Verbandes hin: *„Häufig findet man statt der einfachen Streben die Anwendung sogenannter Andreaskreuze. Das sind zwei in entgegengesetzter Lage gestellte Streben, welche sich in einem Fache überkreuzen; dieselben sind aber für die Construction nicht eben vortheilhaft, weil jede der Streben um die halbe Holzstärke geschwächt werden muß, und dienen sie demnach mehr zur Verzierung. Will man derartige Andreaskreuze anwenden, so ist es noch am besten, die eine der beiden Streben ungeschwächt durchgehen zu lassen, so daß die andere aus zwei Stücken besteht, welche in die erstere mit Zapfen eingesetzt werden.“*

Horizontalkräfte können von ihm in zwei Richtungen aufgenommen werden. Auch das Gefach mit Andreaskreuz ist der steifen Scheibe im Massivbau vergleichbar. Viele original gotische Häuser besitzen in den Brüstungsfeldern davon durchgehende Reihungen. So sind sie beispielsweise am Rathaus von Wernigerode oder am Rathaus von Zierenberg aus dem Jahre 1450 zu sehen. Daß es im vorigen Jahrhundert nur als ein Motiv der Gotik gewertet wurde, kann aufgrund seiner Verbreitung mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Mit der einfachsten Verbandsform kann also eine Schmuckform

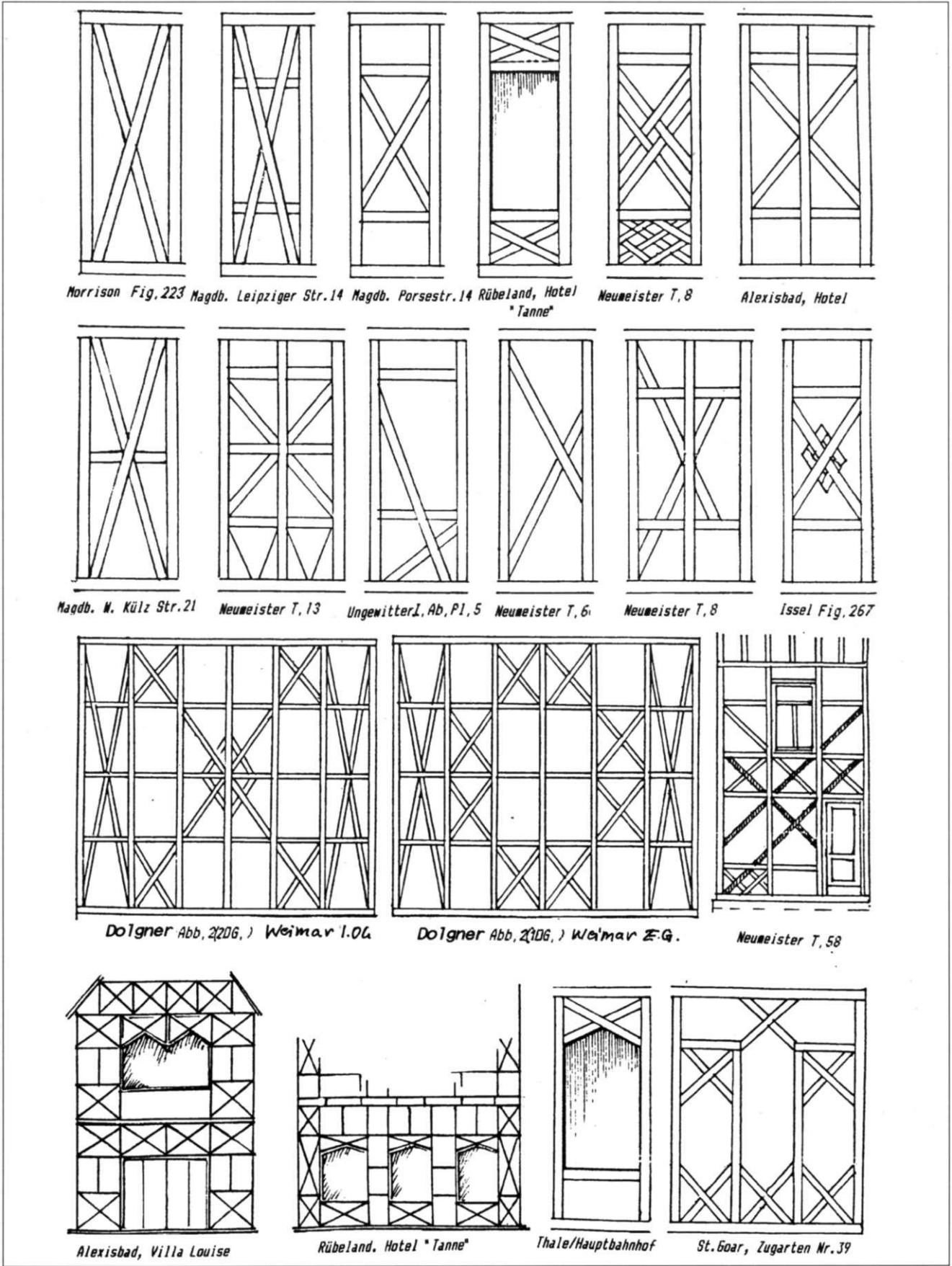


Abb. 44 Andreskreuze

geschaffen werden, die im Widerspruch zur rationellen Konstruktion steht. Das Ateliergebäude der Weimarer Kunstschule von 1860 zeigt, daß schon sehr früh das Andreaskreuz als Schmuckform verwendet wurde. Das Andreaskreuz ist im Vergleich zur Strebe, schon eine in sich geschlossene Form und ein Verband. Es besteht aus zwei diagonalen Hölzern, deren Überkreuzung vorwiegend eine Form mit zwei Symmetrieachsen ergibt. Konstruktiv wurde oft auf eine Überkreuzung verzichtet und ein Holz an der Kreuzungsstelle unterbrochen und eingezapft, so daß eine allseitig symmetrische Form nicht zwingend notwendig wurde. Möglich war ein Kreuz in einem quadratischen Feld oder in einem rechteckigen Format. Es konnte geschoßhoch oder feldweise als stehendes oder liegendes Format verwendet werden. Teilweise wurde es feld- bzw. geschoßübergreifend gestaltet, als symmetrische oder asymmetrische Form, in dem man einige Kreuzarme länger als die anderen ausführte, wenn man es im Brüstungs-, Sturz- und Mittelfeld des Fensterpfeilers einbaute.

- Der Verband des Andreaskreuzes kann erst als bewußt eingesetzte Form betrachtet werden, wenn er nicht nur in einfachster Art zur Aussteifung der Eckpfeiler herangezogen wurde. Häufig wurde das geschoßhohe Kreuz durch Riegel unterteilt, und es entstand eine dekorative Sternform. Durch einen Riegel in der Mitte unterteilte Andreaskreuze findet man recht häufig in Magdeburg. Zum Beispiel an den Häusern Burchardstraße 12 (Abb. 118) und Leipziger Straße 9 (Abb. 139). In einigen Häusern, nämlich Leipziger Straße 49 (Abb. 58) und Basedowstraße 22 (Abb. 153), ist diese Gestaltungsform nur im zweiten Obergeschoß angebracht.

- Das Andreaskreuz durch zwei Riegel unterteilt, könnte auch als eine Form betrachtet werden, die keine gestalterische Absicht beinhaltete, sondern entstand, wenn man aus konstruktiven Gründen die Verriegelung bis zum Eckständer führen wollte. Trotzdem ist auch dieser Verband eine Bereicherung der Fachwerkfassade, wie die Magdeburger Häuser Burchardstraße 6, Sieverstorstraße 5, Spielgarten-Privatweg 22a (Abb. 105), Liebknechtstraße 14, Hallische Straße 14, Basedowstraße 22 (Abb. 153), Elbstraße 2 (Abb. 87) erkennen lassen.

- Die Reihung der geschoßhohen Andreaskreuze stellte aber, wie man dies an dem Ursulinerinnen Konvent in New Orleans sieht, vor dem 19. Jahrhundert zunächst ein technologisch einfacheres Verfahren dar, um damit die Aussteifung eines jeden Ständers zu erreichen, ohne eine Unmenge von Bändern einsetzen zu müssen. Im vorigen Jahrhundert verwendete man es auch als Brüstungsfüllung. Mit seiner Anwendung wurden aber kaum noch gotische Stilvorstellungen verknüpft.

- Die Reihungen im vorigen Jahrhundert bestanden häufiger aus Andreaskreuzen, die nicht geschoßhoch waren. Sie wurde an Fassaden verwendet, die durchlaufende Brüstungs- und Sturzriegel oder einen davon besaßen, wie das Haus Potsdamer Straße 20. So entstanden zweigeteilte, meist sogar dreigeteilte Fenster- und Eckpfeiler. In deren Mittelfeld, zwischen Sturz- und Brüstungsriegel, wurde ein Andreaskreuz eingesetzt. Dieses verwendete man zu Gruppierungen um eine Symmetrieachse in der Fassade. Als Beispiele gelten die Magdeburger Häuser Sieverstorstraße 5, Porsestraße 13 (14) und Wielandstraße 10. Gelegentlich wurde diese Form auch zu Reihungen verwendet, zum Teil ohne eine Symmetrieachse in der Fassade zu beachten, wie in der Steinigstraße 1a, in der Puschkinstraße 23, in der Leipziger Straße 55 oder in Koblenz, Mainzer Straße 98. Ein kontrastierendes Element zu dem stehenden Andreaskreuz in den Fensterpfeilern konnte die liegende Variante in den Brüstungsfeldern sein, wie sie in der Leipziger Straße 14, in Mödling, Schöne Stiege 6 und in Rübeland/Harz, Hotel „Tanne“ im Giebel zu entdecken ist. Auch das Sturzfeld konnte - als Gegenstück zum Brüstungsfeld - ein Andreaskreuz an Stelle des Sturzriegels erhalten. Auf diese Art und Weise wurde damit das Gebäude im Verständnis der Zeit mit einem gotisierenden Fenster ausgestattet. Zu erkennen ist das am Bahnhof Thale (Abb. 53). War der Sturzriegel zusätzlich vorhanden, entfiel diese Beziehung.

- Gitterverbände sind keine Erfindungen des 19. Jahrhunderts, sondern eine Form, für die es ein historisches Vorbild seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gab. Beide Formen, Raute und Andreaskreuz, in gleicher Größe in einem Gefach untergebracht, sind am 1884 gebauten Haus Markt 11, in Marburg zu sehen. Hier liegt ebenfalls, wie beim doppelten Andreaskreuz, eine formale Beziehung zum Gitter vor. Das Beispiel in Marburg benutzt diese Form des 19. Jahrhunderts zusammen mit Varianten aus Mitteldeutschland, die in verschiedenen Jahrhunderten angewandt wurden. Aber dieses Gittermotiv ist in anderem konstruktiven Zusammenhang noch an weiteren Bauwerken des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu finden, so in geschoßhoher Ausführung auf der Hofseite des Rayonhauses Leipziger Straße 50 (Abb. 115).

- Als Fortsetzung dieser Tendenz kann die Verdoppelung des Andreaskreuzes in einem Feld angesehen werden. Zum Ende des Jahrhunderts wurde daraus ein zusätzliches Motiv. Man setzte in einem Fensterpfeilerfeld ein Andreaskreuz ein, das mit seinen Kreuzarmen vom Brüstungsriegel nicht bis zum Sturzriegel reichte. Darüber wurde ein Andreaskreuz gleicher Größe gesetzt, das an den Sturzriegel angeschlossen. Damit verlief zu jedem Kreuzarm ein zweiter parallel. Als Bei-

spiel kann hier die Badeanstalt Gumpert in Meinigen dienen. Diese sich überschneidenden Andreaskreuze wurden zu Gittern im Brüstungsfeld angeordnet, die wir im Giebel finden (Abb. 44; Neumeister T8 oben).

- Eine sechsarmige Sternform entstand aus dem Andreaskreuz, wenn es im Kreuzungspunkt von einem Riegel geschnitten wurde. Man kann zwar diese Form zuerst als rein zufälliges Ergebnis einer konstruktiven Maßnahme betrachten, wie das bei den geschoßhohen Andreaskreuzen der Fall gewesen sein könnte. Dies war aber nicht mehr wahrscheinlich, wenn diese Form wie in Magdeburg Olvenstedter Straße 49 (Abb. 110), Puschkinstraße 24 (Abb. 154) und W.-Külz-Straße 21 (Abb. 108) nur in der Gebäudeachse oder im Giebel auftrat. Auch die asymmetrischen Andreaskreuze im Giebel und in der Front des Anbaus am Schloß Holzhausen lassen den Willen zur Schaffung einer Schmuckform erkennen, denn sie liegen in ihrer dekorativen Anordnung an der Gebäudeachse. Wenn ein Ständer in den Schnittpunkt des Andreaskreuzes eingefügt wurde, wie im Hotel „Habichtstein“, Alexisbad, erhielt man eine andere Art eines sechseckigen Sterns.

- Die sechsarmige Sternform wurde zur achtarmigen erweitert, wenn das Andreaskreuz, durch einen Ständer senkrecht geschnitten wurde. Zwei historische Vorbilder können für die Ausbildung von Sternformen aus dem Andreaskreuz in der „Kleinen Kunstgeschichte des Deutschen Fachwerkbaus“ nachgewiesen werden, nämlich in Eppingen das Baumannsches Haus von 1582, und in Kirchenhain das Rathaus aus dem Jahre 1562. Diese scheinen aber mehr Zufallsergebnisse zu sein, als ein häufig angewandtes Bauornament, wie es im vorigen Jahrhundert eingesetzt wurde. Damit läßt sich diese Verbandsform stilistisch nicht zuordnen.

- Es gibt auch asymmetrische Andreaskreuze mit einem oder zwei längeren Kreuzarmen. Eine Variante zeigen die neogotischen Entwürfe von Georg Ungewitter aus der Zeit um 1857. Im Brüstungsfeld wurde ein Andreaskreuz eingesetzt, dessen einer langer Arm über den Brüstungsriegel hinaus zum Eckpfosten lief. Eine Abwandlung bestand darin, daß ein Andreaskreuz in der Vertikalen auf der einen Seite zwei längere Arme hatte als auf der anderen Seite. Dadurch enden die kurzen Arme des Kreuzes auf der einen Seite beispielsweise zwischen Sturz und Brüstungsriegel (Abb. 44; Ungewitter), die langen zwischen Rähm und Schwelle, wie beim Haus Schippel, in Meinigen (Abb. 44; Neumeister T6). Wird ein Verband noch im Kreuzungspunkt von einem Pfosten geschnitten, sehen wir die Verwandtschaft zum sechsarmigen Stern, wie es in der Villa Lux, Schweina zu sehen ist (Abb. 44; Neumeister T8). Historische Vorbilder waren dazu nicht aufzufinden.

- Das Andreaskreuz mit einem Rautenverband im Schnittpunkt, wie beim Ateliergebäude in Weimar (Abb. 44), findet man auch noch am Ende des 19. Jahrhunderts in einigen Entwürfen, die in der Literatur veröffentlicht wurden, unter anderem in der Badeanstalt Gumpert, Meinigen (Abb. 44; Issel Fig 267).

- Geschoßübergreifende Andreaskreuze, beziehungsweise solche, die auf mehr als drei Felder übergreifen, kann man den Schmuckformen zurechnen. Die Hölzer wären wegen der häufigen Überblattungen zu schwach gewesen, um diese Form als konstruktives Element einzusetzen. Auf diesen Nachteil hatte schon J. Promnitz verwiesen. Also entstanden diese Formen aus einzelnen Streben in den Gefachen, die die Richtung der Kreuzarme aufnahmen. Ein sehr frühes Beispiel ist das oben bereits erwähnte Ateliergebäude der Weimarer Kunstschule von 1860 (Abb. 44; Dolgner). Zwei geschoßhohe Andreaskreuze steiften im zweiten Obergeschoß die Eckgefache aus. In der Mitte des Geschosses wurde zwischen den beiden Eckgefachen ein drittes, ebenfalls geschoßhohes Andreaskreuz angeordnet. So beherrschte es die gesamte Wandgestaltung. Da es mehrere Gefache ausfüllte, konnten die Enden seiner Kreuzarme in vier kleineren Andreaskreuzen enden. Eine Raute um den Schnittpunkt des großen Andreaskreuzes vervollständigte die Gestaltung der westlichen Giebelfront. Im ersten Obergeschoß wurde eine griechische Kreuzform durch die Verteilung acht kleiner Andreaskreuze erreicht. Nicht ganz so komplexe ornamentale Formen sind am Bahnhofsgebäude Bad Liebenstein zu sehen. Hier hat man asymmetrische, geschoßübergreifende Kreuzformen geschaffen, indem man die Arme von Andreaskreuzen in Brüstungsgefachen oder Wandpfeiler der Nachbargefache verlängerte, die sich auch in einem anderen Geschoß befinden konnten. Für die beschriebenen Formen konnten auch keine historischen Vorbilder nachgewiesen werden.

- Das Andreaskreuz wurde auch als gestalterisches Element verwendet, um ganze Fassadenbereiche ornamental zu behandeln. So werden nicht nur seine Formen wie oben vergrößert, sondern es wird statt zu Reihungen in horizontaler und vertikaler Richtung auch zu Rahmungen von Giebelbereichen mit Öffnungen verwendet, wie in der Villa Louise, Alexisbad (Abb. 44). Auch zur Rahmung und Verflechtung mit Dreiecksbögen wird diese Form beispielsweise in Rübeland, Hotel „Tanne“ verwendet (Abb. 44). Das Andreaskreuz wurde auch als Ersatz der Sturzriegel benutzt. Das liegende Format des Andreaskreuzes schafft für die Giebel Fenster statt eines horizontalen Sturzes einen winkligen Abschluß (Dreiecksbogen). Auch hierfür sind der Bahnhof Thale und das Haus Spielgarten-Privatweg 22a Beispiele. Der Dreiecksbogen wird Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie auch der Spitzbogen, als eine Form

des gotischen Baustils eingeschätzt. Nicht nur, daß wir in Entwürfen aus England, Tudor- und Dreiecksbogen-Fenster mit angedeutetem Maßwerk an Häusern mit spitzbogigen Giebeln finden. Auch in Deutschland ist zum Beispiel an der Evangelischen Kirche in Rübeland zur Zeit der Neogotik für fast alle Öffnungen der Dreiecksbogen verwendet worden.

Aber das Interesse am Formenreichtum dürfte auch eine Rolle gespielt haben, um polygonale Formen, vorwiegend das Sechs- oder Fünfeck, in der Fachwerkwand auszubilden. Beispiele für solche Formen des Massivbaus, lassen sich in Abbildungen beispielsweise zweier sechseckiger Fenster in den Giebeln eines Landsitzes finden. Die Absicht, gestalterisch die Dominanz rechteckiger Formen einzuschränken, ist in der gesamten Fachwerkbauweise des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu beobachten, angefangen bei der bevorzugten Verwendung des Andreaskreuzes und dessen Weiterentwicklung.

Verbände mit vorwiegend historischem Charakter

Es handelt sich dabei vorwiegend um Abwandlungen von Formen, die aus den Verbänden der handwerklichen Tradition vor 1800 stammen. Sie wurden erst im Sinne der Wiederaufnahme dieser Traditionen verwendet.

Der Ständer mit Kopfstrebe oder Winkelholz und Fußstrebe

Kopf- und Fußstrebe bilden jeweils einen Dreiecksverband für den Ständer mit dem Rähm und der Schwelle. Sie bewirken damit, daß weiterhin horizontale Kräfte in zwei Richtungen aufgenommen werden können, wenn - anders als bei den historischen Verbänden - oben und unten nur noch eine Strebe zum Einsatz kommt. Folgende Anordnungen wurden im 19. Jahrhundert vorgefunden und stellen die Halbierung der historischen Verbände dar:

1. Die Kopf- und Fußstrebe treffen sich nicht am Pfosten (halbes „Weible“).
2. Die Kopf- und Fußstrebe treffen sich am Pfosten (halbe „Mann“ Figur).
3. Die Fußstrebe endet an einem Kopfwinkelholz (abgewandelte „Mann“ Figur).
4. Die Kopfstrebe ist mit der Fußstrebe verbunden (halbe „Wilde Mann“ Figur“).

In historischen Konstruktion, bei denen der Ständer im Kopf- und im Fußbereich je zwei Hölzer besitzt, ent-

spricht er statisch einer beidseitig eingespannten Stütze. In den historischen Verbänden unter den Nummern 1 bis 3 stellt er eine einseitig eingespannte Stütze dar. Bei der Aufnahme von Horizontalkräften wird bei der ersten und zweiten Variante der Ständer mit einem Biegemoment und Querkräften belastet. Die abgewandelte Konstruktion unter Nummer 3 bildet mit dem einem Kopfwinkelholz keinen Dreiecksverband, der eine entsprechende Kräftezerlegung ermöglicht, so daß nur gegen die Richtung der Fußstrebe eine Horizontalkraft aufgenommen werden kann. Bei der vierten Variante wird der Ständer nicht mehr mit zusätzlichen Biegemomenten und Querkräften belastet. Dafür belastet die Kopfstrebe die Fußstrebe zusätzlich bei einer Horizontalkraftaufnahme mit einer Punktlast, so daß hier ein Biegemoment entsteht. Der Ständer kann nicht mehr als eingespannte Stütze betrachtet werden. Überschneidet die Kopfstrebe die Fußstrebe, damit sie mit dem Ständer verbunden werden kann, so haben wir einen halben Mann-Verband vor uns. Der halbe Verband ist ein asymmetrisches Andreaskreuz, das im Gefach dann wie eine steife Scheibe wirkt. Aus der Übersicht der dargestellten Formen lassen sich nur wenige und auch dann nur in Abwandlung in Magdeburg finden.

Eine Strebe mit einem Kopfwinkelholz (halbe „Mann“-Figur)

Die halbierte Form des „Mannes“ meint einen Ständer in den je zwei sich überschneidende Kopf- und Fußstreben beziehungsweise dreiviertelhohe Fußstreben und Kopfwinkelhölzer eingreifen. Karl Klöckner bezeichnet die Form als „*typische Verstrebnungsfigur des hessischen Fachwerks*“. Am Bildmaterial der Rayonhäuser läßt sich dieser Verband nicht feststellen, obwohl er in Deutschland im vorigen Jahrhundert gebräuchlich war.

Eine Strebe mit Kopfstrebe (halber „Wilder Mann“)

Im vorigen Jahrhundert steifte man Eckgefache mit einer dreiviertellangen Fußstrebe und mit einer darin eingezapften Kopfstrebe aus. Dieses geschah ohne daß - wie im historischen Fachwerkbau - das Geschoß durchgängig mit diesen vollständigen „Wilden-Mann“-Verbänden aufgebaut war. Dieser Verband war die Hälfte einer in der Vergangenheit gebräuchlichen Konstruktion, einer Abwandlung der „Mann“-Figur, wie sie in der Literatur als „Vorform des Mannes“, als sogenannter „Wilder Mann“ aufgeführt wird. Nach Karl Klöckner ist beim „Wilden Mann“ die Kopfstrebe nur in die Fußstrebe eingezapft und überschneidet sie nicht.

Im 16. Jahrhundert entstand im Rheinland die Abwandlung des „Wilden Mannes“, die im 19. Jahrhundert größtenteils halbiert verwendet wurde. Im Gegensatz zu den vorher beschriebenen Beispielen, werden mit diesem weitere ter-

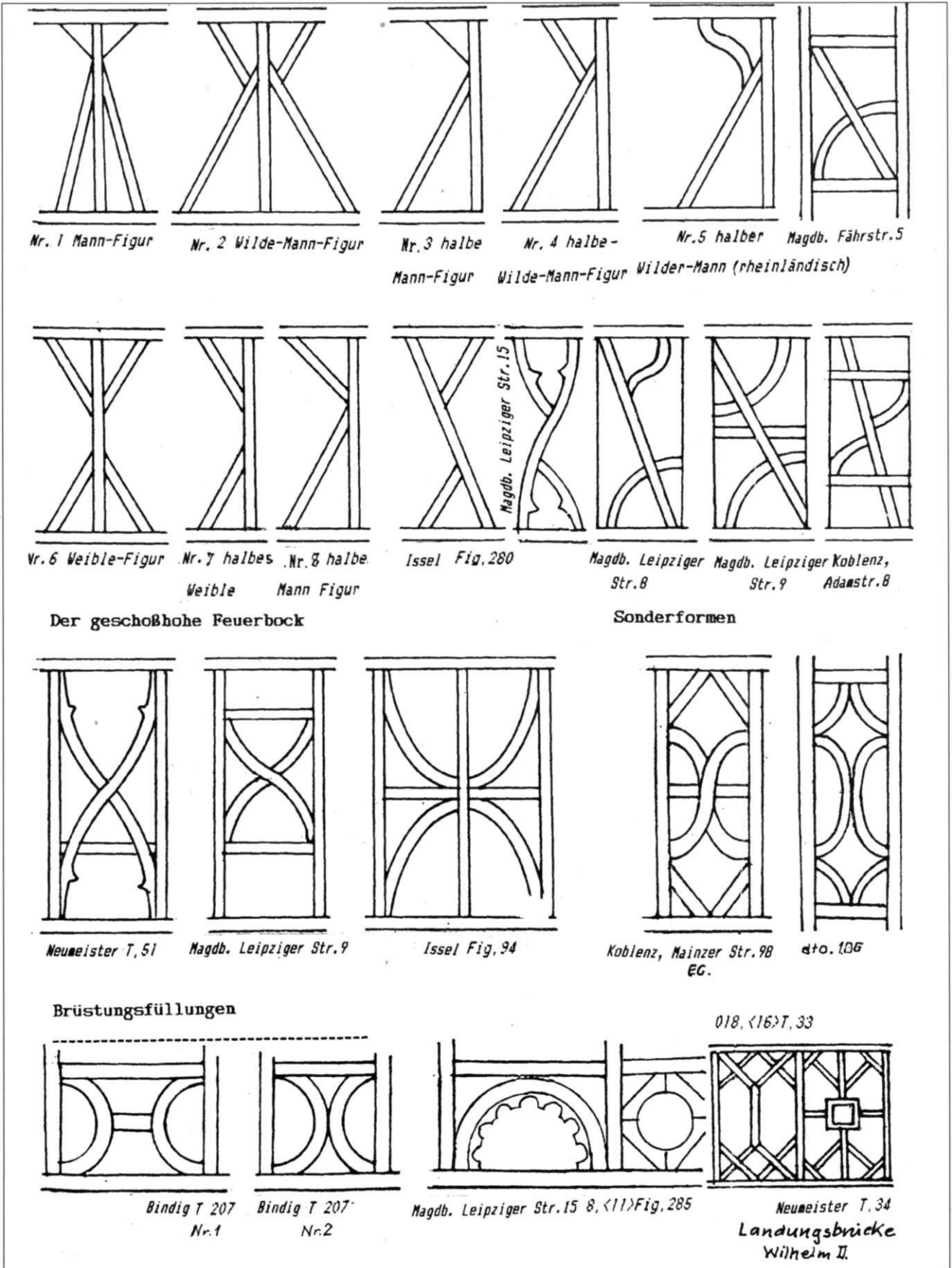


Abb. 45 Verbände mit historischem Charakter

ritoriale Charakteristika bei der Gestaltung des Hauses verknüpft. Hans Issel beschreibt diese Erscheinung so: *"An den süddeutschen und rheinländischen Holzbauten schweifte man in der Renaissancezeit Streben und gab ihnen außerdem verzierende Nasen als Ansätze."*

Dieser halbe „Wilde Mann“ als rheinländische Variante bestand also aus einer geraden Fußstrebe, in die im oberen Drittel eine geschweifte Kopfstrebe eingezapft wurde, wie wir dies an der Villa des Zimmerermeisters Ganslin, Leipziger Straße 8, finden. An einer früher entstandenen Villa in Magdeburg, Liebknechtstraße 14, treten an den Risaliten der Eingangsfassade zwei Abwandlungen auf, die man nach Issel als rheinländischen Verband der Renaissancezeit ansehen kann. Das Kopfband ist einmal halbkreisförmig zugeschnitten, während die andere Abwandlung zur geraden Strebe nur ein einseitig geschweiftes Kopfband besitzt. Auf der Gartenseite der Villa sind dann diese einzelnen Streben um einen Pfosten zur „Wilden Mann“-Figur zusammengestellt.

Aber in Magdeburg taucht diese Verbandsform nochmals an einem Mietshaus, Leipziger Straße 13 (Abb. 34) auf. Hier hat die Strebe eine geschweifte Form. Auch hier wird diese Form an einem Pfosten in der Mitte der Fassade zur „Wilden Mann“-Figur zusammengesetzt. In der Fassadengestaltung trifft man die beiden beschriebenen Figuren auch um die Horizontale gedreht in den Gefachen des ersten Obergeschosses. Eine Variante bildet dieser Verband an einem Mietshaus in Magdeburg, Fährstraße 7 (Abb. 47). Hier ist die Fußstrebe als Kreissegment ausgebildet, die die Strebe überschneidet und dann mit dem Pfosten verzapft ist. Hier sollte unter Umständen wieder an rheinisches Fachwerk erinnert werden.

Eine Kopfstrebe und eine Fußstrebe am Pfosten (halbes „Weible“)

Das „Schwäbische Weible“ ist eine Strebenkonstruktion aus Ständer, Kopf- und Fußbändern, die sich in halber Höhe nicht treffen. Die Abwandlung besteht aus einem Ständer mit einer Fußstrebe und einem Kopfband. Diese Hölzer müssen keine horizontale Symmetrieachse besitzen. Die rheinische Abwandlung mit geschweiftem Kopfband ist am häufigsten zu finden. Dieser Verband jedoch tritt an den Magdeburger Rayonhäusern nicht auf.

Eine Strebe mit Fuß- und Kopfstrebe:

Dieser Verband ähnelt dem Andreaskreuz. Eine Strebe wird in ein Fuß- und ein Kopfband aufgelöst, die beide in die durchgehende Strebe mit einer Höhendifferenz eingezapft sind. Im historischen Fachwerkbau ist diese Form sehr selten und wird nur mit geschweiften Winkelhölzern vorgefunden, ähnlich wie im Erdgeschoß

des Rayonhauses Leipziger Straße 15. Dafür nutzt das 19. Jahrhundert diesen oben beschriebenen Verband häufiger. In Magdeburg findet man Abwandlungen zu diesem Verband. Da ist dann das Kopfband geschweift und das Fußband als Kreissegment gestaltet, wie bei der Villa Leipziger Straße 8. Die Verwandtschaft zum halben „Wilden Mann“ ist hier deutlich zu erkennen. An einem anderen Rayonhaus, im Erdgeschoß der Fährstraße 14, ist dieser Verband auf eine gerade Strebe reduziert worden, deren Fußband aus einem Kreissegment besteht. In einem stilistisch ähnlichen Entwurf von Hans Pölzig, wird die Strebe auch zum Kreissegment wie Kopf und Fußband. Am Magdeburger Rayonhaus sind Kopf- und Fußband Kreissegmente, die die Strebe überschneiden, wie der mittig liegende Riegel in der Leipziger Straße 9. In Koblenz, Adamstraße 8 finden wir eine Veränderung des Verbandes in der Form, daß die kreissegmentförmigen Fuß- und Kopfbänder erst auf dem Sturz- und Brüstungsriegel beginnen und mit geringem Versatz sich an der geschoßhohen Strebe treffen.

Der geschoßhohe Feuerbock

Aus symmetrisch sich überschneidenden Streben in S-Form entsteht die Figur des „Feuerbocks“. In der Geschichte des Fachwerkbau tritt er vorwiegend als ein Verband in den Brüstungsfeldern auf. Eine geschoßhohe Verwendung bleibt der Jahrhundertwende vorbehalten, wie beispielsweise am Schloß Holzhausen. Etwa dreiviertel der Geschoßhöhe nimmt der Feuerbock in den Endfeldern des Giebels ein, ist aber auf vier Gefache verteilt. In Magdeburg finden wir ihn nur in halber Geschoßhöhe im Fensterpfeilers der Häuser Leipziger Straße 15 und 16.

Sonderformen

Sonderformen lassen sich kaum auf Vorbilder aus dem historischen Fachwerkbau zurückführen und erfüllen fast keine konstruktive Aufgabe. Sie kommen relativ selten vor und dienen fast immer der Verschönerung von Gebäuden. Vier Gebäude sollen hier als Beispiel dienen:

1. Das Eckhaus Marburg, Markt 11 entstand im Jahre 1884. Im ersten Obergeschoß in den Brüstungsfeldern zwei stehende Kreissegmente, die mit einem Riegel verbunden sind oder sich direkt tangieren.
2. In den Eckpfeilern des Risalits des Hauses Koblenz, Mainzer Straße 98, sind im Sechseck, das durch das Einfügen von zwei Kopf- und Fußbändern entsteht, zwei stehende Ellipsensegmente eingefügt, die im Obergeschoß noch durch einen Riegel verbunden sind. Ein ähnlicher Verband, in dem nur Ellipsenseg-

mente verarbeitet sind, ist dann in einem Fensterpfeiler im ersten Obergeschoß zu finden. Auch die Vortäuschung von Verbänden wurde ausgeführt, um noch aufwendigere Formen zu entwickeln, die nichts mehr mit einem Verbandsholz zu tun haben.

3. Das Mietshaus in Magdeburg, Leipziger Straße 9 besitzt neben den geraden Streben und Riegeln geschwungene Verbandshölzer, die als Bohlen zwischen den Pfosten angebracht sind. Hier finden wir Teile von Renaissance-Beschlags- und Rollwerksformen als Streben in den Gefachen. Besonders in den Fensterbrüstungen sind formale Verwandtschaften zu Balustraden zu finden. Es handelt sich um eine Art Kunsttischlerarbeit, die vor die Ausfachung geblendet wird, weil die ausgesägten Bohleenteile mit gedrechselten Knöpfen und Prismen verleimt wurden.
4. Die Landungsbrücke Kaiser Wilhelms II. in Berlin/Spandau gehört von ihrer Konstruktion her mehr zum Ständerbau als zum Fachwerk. Dieses Bauwerk belegt aber deutlich, wie ornamentaler Schmuck für Repräsentationsaufgaben angewandt wurde. Hier finden wir Gefachfüllungen aus Sechsecken, die oben und unten mit Kreuzgittern eingefasst sind. Ebenso sind Quadrate gestaltet, die mit Pfosten und Riegel in Gefachmitte gehalten werden. Das Gefach und die Pfosten sind zusätzlich noch mit Fuß- und Kopfstreben verbunden.

rischen Formen steht das Kreisornament, das aus vier Bändern in Rhombusform im Gefach herausgeschnitten ist. Scheinbar muß hier eine vereinfachte Vierpaßform als Vorbild vorgelegen haben, wie sie in der Leipziger Straße 8 in den Erdgeschoßbrüstungen und am Haus Porsestraße 15 im Sturzbereich des Altans angebracht wurden.

Brüstungsfüllungen

Die meisten historischen Brüstungsfüllungen wurden vom Fachwerkbau am Ende des 19. Jahrhunderts übernommen. Ihre quantitative Verbreitung ist aber weit geringer, als die des Andreaskreuzes und damit verwandter Formen. Nicht in Anwendung kam die „geknickte“ Fußstrebe der Gotik. Zu den historischen Formen, die bevorzugt wurden, gehörten der Feuerbock, das Andreaskreuz mit Raute aus geschweiften Hölzern oder mit Kreis, die Raute aus geschweiften Hölzern sowie die Fächerrosette und die geschnitzte, vollflächige Holzfüllung. Die beiden zuletzt genannten wurden am Ende des 19. Jahrhunderts gegenüber dem historischen Vorbild auch verändert benutzt, treten aber in Magdeburg nur an der Villa Ganslin auf. Außerdem wird dort noch der gotische V-Verband mit S-Streben eingebaut.

Darüber hinaus entwickelten sich einige Sonderformen, die eine gewisse Verwandtschaft zum Feuerbock erahnen lassen. Ein einfacher Bogen am Haus Leipziger Straße 15 erinnert mit seiner Profilierung an der Innenseite an die Fächerrosette. Er ist liegend, den Fensterriegel tangierend gestaltet. Ohne Verbindung zu histo-

DIE GESTALTUNG DER FENSTERÖFFNUNGEN

In der historischen Entwicklung war zuerst die Form der Fensteröffnung mit Spitz- und Vorhang-Eselrücken ein Gestaltungsmittel, das sehr sparsam eingesetzt wurde. Sonst war es als ein offenes Gefach gestaltet, dessen Brüstung auffälliger ausgeführt wurde. Das Fenster mit Brüstung wurde erst in der Renaissance des Fachwerkbau als gestalterische Einheit gesehen. Ein Bauelement, das als Unikat an der Fassade auftauchte, war der Fenstererker. Er war offensichtlich der Vorläufer der weiterentwickelten Fenstergestaltungen im 19. Jahrhundert.

Die Fensterumrahmung (Abb. 48)

Eine zusätzliche gestalterische Betonung, die über ein Fensterbrett hinausging, war in den seltensten Fällen ein Anliegen der Baumeister, wenn auch hin und wieder Sturzriegel segmentbogenartig ausgeschnitten wurden. Ob nun die Fenstergewände des Klassizismus aus dem Massivbau in die Fachwerktraditionen hineinwirkten oder Vorlagen aus dem nordamerikanischen Holzbau die Entwicklung beeinflussten, der nur die verschaltete Wandfläche mit Fensterrahmen kannte: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägte die Gestaltung der Fensteröffnung ganz entscheidend die Fachwerkfassade an repräsentativeren Bauten. Die dem Holzbau eigene Lösung war die Fensterumrahmung aus ausgesägten Brettern, wie sie aus dem Blockbau und dem Fachwerk der Schweiz mit Flachschnitzereien bekannt waren. Durch die Gestaltung dieser Bretter mit barocken Umrissen, waren sie mehr als konstruktive Elemente des Gebäudes. Die Vermutung liegt nahe, daß diese Art zu bauen und zu gestalten etwa ab 1670 praktiziert wurde. Ältere Beispiele werden auch in der Literatur nicht erwähnt. Im Alpenraum wird diese Tradition weitergeführt, wobei barocke Linienführungen sich behaupteten. Auch dort, wo es in fremder Umgebung errichtet wurde, wie in Magdeburg das Rayonhaus Carl Miller Straße 1, bleiben Bestandteile des alpenländischen Hauses erhalten. Das gilt in diesem Fall auch für die Fensterumrahmung.

Das vorige Jahrhundert bildete Fensterumrahmungen aus, die sich nicht mehr an historische Vorbilder mit ihren Ornamentierungen halten. Eventuell ist noch eine Nähe zum Ohrenstil oder zu den Rollwerksformen zu erkennen, die durch die Verwendung von gedrehten Knöpfen unterstützt werden. Ein Beispiel, das die renaissancehafte Formsprache demonstriert, sind die Fensterumrahmungen des Rayonhauses Leipziger Straße 9 in Magdeburg. Mit Prismen und Halbkugeln auf ausgesägten Brettornamenten übersetzt es auf Brüstungsfüllungen das Beschlagwerk noch deutlicher in Holz. Aber es gibt auch Entwürfe, die zopfige Formen bevorzugen und die eigentlich der Holzstruktur fremd sind.

Die Fensterverdachungen

Die Fensterüberdachungen werden entweder als Einzelform oder als Teil eines Fenstergewändes benutzt.

Das Klebdach

Das Klebdach kam aus dem Schweizer Fachwerk- und Holzbau und war die einzige Fensterüberdachung aus dem historischen Fachwerkbau. Das Klebdach wurde ab Mitte des 19. Jahrhunderts selten verwendet. Durch seine schlichte Form bildete es nicht immer ein Synonym für Schweizer Fachwerkgebäude. Eine dieser Vorlage entsprechende Verdachung wurde in Magdeburg, Steinigstraße 1a, an einem Zwillingfenster unter dem spitzbogigen Giebelfachwerk eines neogotischen Hauses vorgefunden. Einfache Formen stellen die Verdachungen direkt am Fenstersturz mit Brettconsole dar, wie beim Haus Hallische Straße 14. Im Kontext eines Schweizer Hauses trat das Klebdach auch an dem etwa 1850 erbauten Haus Tübinger Straße in Nürtingen auf. Hier tragen die Konsolen über dem Drillingsfenster Stirnbretter. Das Klebdach ist oberseitig mit dekupierten Brettern eingefaßt. Die gestalterisch auffälligere Lösung bestand darin, die Köpfe der Deckenbalken als Konsolen der Klebdächer zu verwenden, wie das am Haus Leipziger Straße 152 ausgeführt wurde. Da sie in der Höhe der Erkerüberdachung und deren Traufgesims lagen, bildeten diese Klebdächer der Fenster eine Art unterbrochenes Balkenkopfgesims an der Fassade.

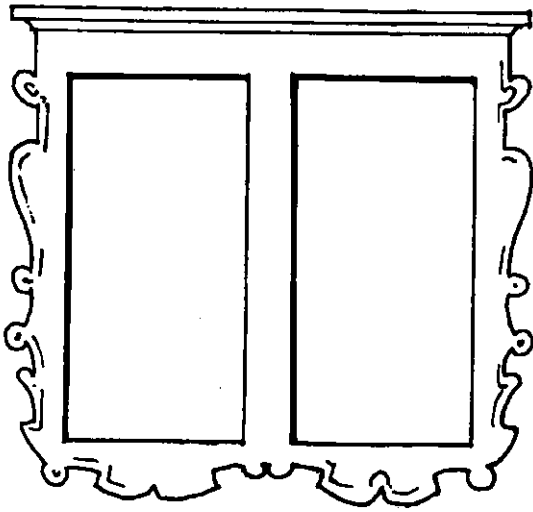
Die gesimsförmige Verdachung

Die häufigere Fensterverdachung, wurde als Gesimsform ausgeführt. Diese Form treffen wir auch an Gebäuden an, die weiter keine Bauornamentik besitzen. Dort können sie nicht als typisch für einen Stilbegriff aufgefaßt werden. Sie weisen vielleicht eher darauf hin, wie stilprägend der Klassizismus für das Bürgerhaus war. Der Klassizismus dürfte somit am Fachwerkhaus Teile der Bauornamentik erhalten haben.

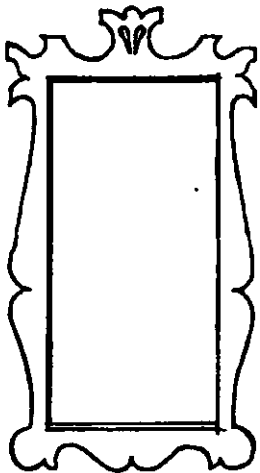
Die Überdachung wurde in zwei Formen angewandt:

1. Das Gesims war eine Bohle mit schmaler Abdeckung und einer Übergangspofilleiste zum Fenster. In dieser Form wurde das Gesims nicht am Sturzriegel angebracht, wurde aber auch nicht zum Bestandteil eines Fenstergewändes. Weil man auf eine viel plastischere Gestaltung der Fensterrahmung mit größerer Schattenbildung Wert legte, kam das Gesims in dieser einfachen Form relativ selten zur Ausführung.
2. Das Gesims wurde als weit vorspringender Kasten mit ebensolcher Abdeckung auf schmale voutenar-

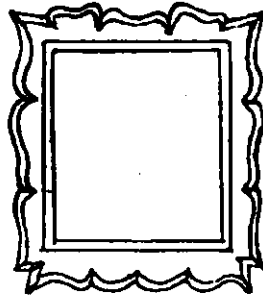
einfache Fensterrahmen



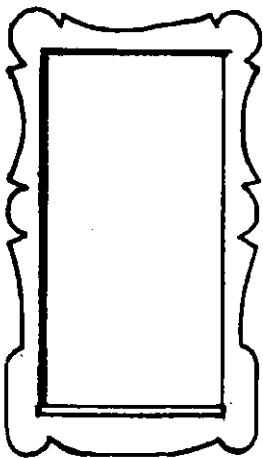
Klößner, Abb. 151, 17. Jh.



Ried im Zillertal, Nr. 6

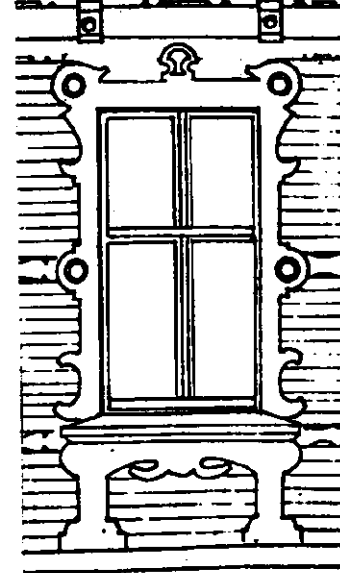
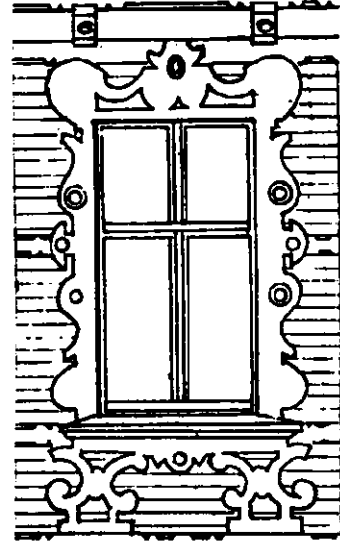
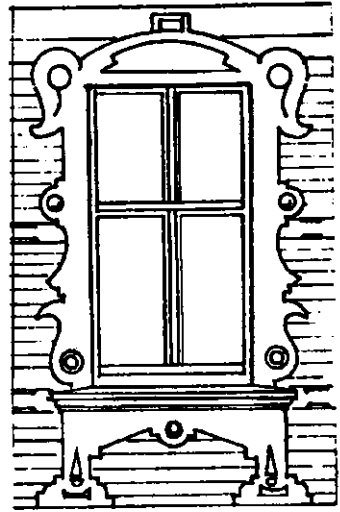


Noreia Nr. 10



Magdeburg Carl-Miller-Str. 1

geschoßübergreifend



Magdeburg Leipziger Str. 9

tig vorspringende Brettkonsolen aufgelegt, die bis in den Fensterbereich reichten. Sie standen meist im eigenartigen Widerspruch zu den massiv wirkenden Formen, die sie unterstützten. Auch flachere brettarartige Formen wurden verwendet, die eine größere Tiefe erhielten. Diese Konsolen waren wie ihre steinerne Vorbilder auf der Stirnseite profiliert wie in der Leipziger Straße 50a im Erdgeschoß und in der Babelsberger Straße 8 zu sehen ist.

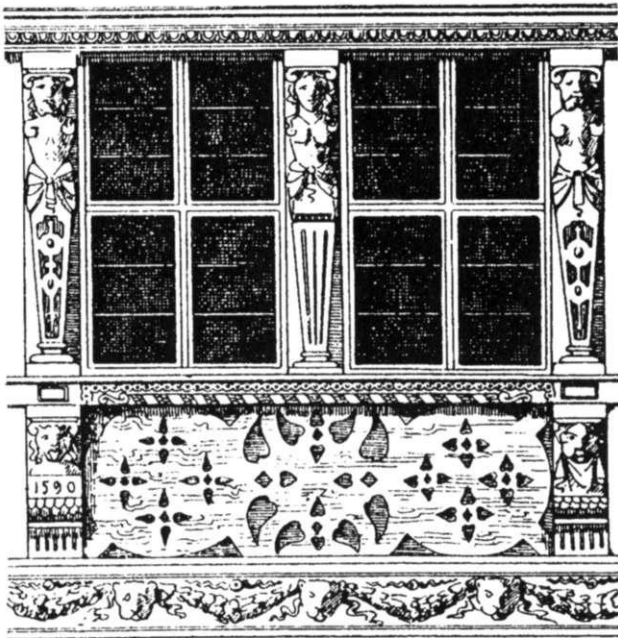


Abb. 49 Fenstererker aus Franken

Die giebelförmige Verdachung

Sie wurde in drei Formen vorgefunden:

1. Die Giebelüberdachung in Form eines Schwebedaches wurde wie das Original entwickelt. Die Dachflächen wurden auf ein Miniatursparrenpaar aufgenagelt, das auf First- und Fußpfette aufgelagert wurde. Am Gebäude Leipziger Straße 55 wurde das Dach so konstruiert (Abb. 66). Das Sparrenpaar wurde auch mit Kehlbalken und Hängesäule verbunden und auf Konsolen gesetzt. Als Teil eines Fenstergewändes sind die giebelförmigen Überdachungen an den Gebäuden Leipziger Straße 8 und 55, Porsestraße 16 (Abb. 52, 66, 92) und Basedowstraße 22 (Abb. 153) eingesetzt worden. Diese Verdachungen waren Bautischlerarbeiten, die mit ihrer Kleinteiligkeit gestalterisch vom Fachwerkbau wegführten.
2. Die Überdachung war eine gesimsförmige Kastenkonstruktion, auf die als Bekrönung ein dreieckiges Brett gesetzt wurde, dessen Spitze eine dem Giebelkroter ähnliche Form abschloß, wie an den Rayonhäuser Leipziger Straße 14, 16 und Porsestraße 13 (14) (Abb. 94, 78, 98). Diese Konstruktion war immer ein Teil eines Gewändes, dessen Fensterbrett meist ebenso hervorgehoben wurde.
3. Das Giebeldreieck entsprach im wesentlichen dem massiven Vorbild, indem man Kastenprofile mit Überdachung zusammennagelte. Hierzu gibt es Beispiele an den Rayonhäusern Weinbergstraße 21, Klosterbergstraße 18 und Leipziger Straße 7 (s. Abb. 44). Man fertigte das Giebeldreieck auch aus flacheren massiven Holzprofilen, wie im Hotel „Tanne“, Rübeland/Harz. Auch hier ist es ein Teil des Gewändes.
4. Ein Sonderfall stellt die Giebelverdachung Leipziger Straße 50a dar (Abb. 131). Es konnte auch im Massivbau kein Gegenstück aufgefunden werden. Das Giebeldreieck bildet mit seinem Simagesims waagerechte Fortsetzungen, auf denen das Giebeldreieck von Konsolen getragen wird. Dieser Giebel überdacht einen Segmentbogen mit einem aufgenagelten „Schlußstein“.

Das Fenstergewände

Das Fenstergewände im Fachwerkbau des 19. Jahrhunderts reicht von einer einfachen Rahmung, in die das Fensterbrett mit einbezogen ist, ähnlich einer positiven Putzfasche, bis zur in den Holzbau übersetzten Steinmetzarbeit, die die Gestaltung des Brüstungsbereichs mit einschließt. Meist sind die aufwendigeren Ausführungen Bautischlerarbeiten, die sich in ihrer Formensprache auch vom massiven Vorbild lösen können. Bei diesen werden

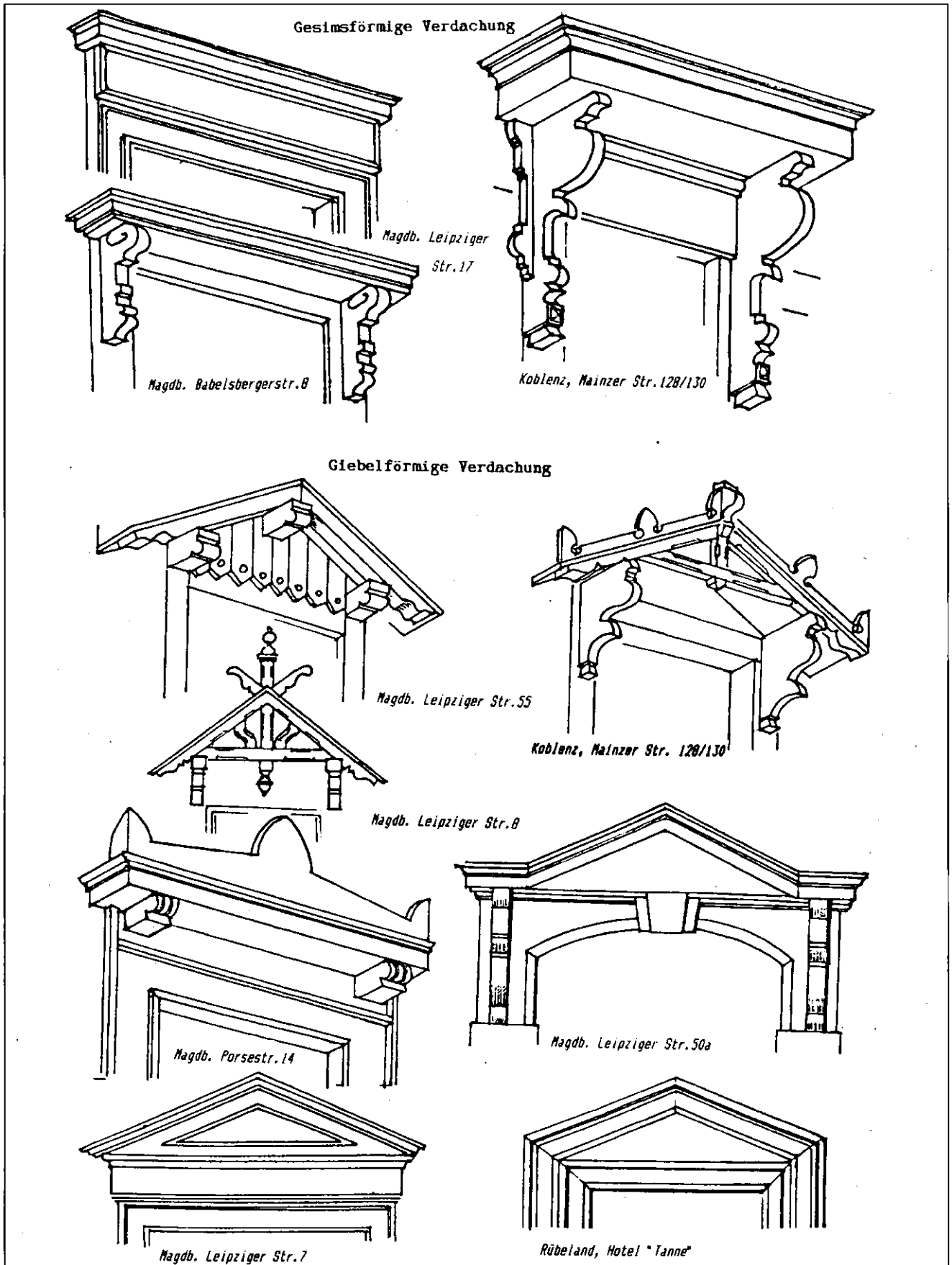


Abb. 50 Die Fensterverdachung

die besonders betonten Verdachungen und Sohlbankbereiche durch an den Fensterposten angebrachte, pilasterartig geformte Holzbohlen gestalterisch verbunden.

Im historischen Fachwerkbau, übernimmt man mit dem sogenannten fränkischen Fenstererker Formen des Massivbaus in der Renaissance. Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert wird als Fensterüberdachung nur ein Gesims verwendet. Giebel und Bogen scheiden aus. Das Prinzip aber, auch die Brüstung mit in das Gewände einzubeziehen, tritt im 19. Jahrhundert noch einmal auf. Der fränkische Fenstererker war ein dekoratives Einzelstück am Haus, dessen Bedeutung auf den Holzbildhauerarbeiten beruht. Das Gewände am Fachwerkhaus Ende des 19. Jahrhunderts war kein Einzelstück und bestimmte mit seiner großen Stückzahl ganz wesentlich die Gestaltung der Fassade.

Das einfache Fenstergewände

Es bestand aus einem auf Gehrung zugeschnittenen Brettrahmen mit gefrästen Profilen oder aufgenagelten Profilleisten oder profilierten Bohlenrahmen. Den unteren Abschluß des Gewändes stellte man her, indem man entweder eine stärker vorspringende Sohlbank benutzte oder man zog die Seitenprofile mit ornamentiertem Abschluß unter einer wenig ausgeprägten Sohlbank entlang. Man ließ häufig die unter der Sohlbank gebräuchliche Profilleiste weg und betonte sie mit einem ornamental dekupierten Brett (Saumornament). Stilistisch könnte man diese Variante dem Stabstil zuordnen.

Das Fenstergewände mit Verdachung

Es ist weit häufiger zu finden als die oben angeführten Formen der Gewände. Sie trugen auch ein Stück mehr klassizistischer Baugesinnung in den Fachwerkbau und sind damit noch kein Teil der Überfrachtung des Bauwerks mit Ornamenten. In Magdeburg finden wir sie schon um 1875 an einem schlichten Mietshaus in der Fährstraße 7 (Abb: 47). Auch deren klassische Verwendung ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert. Die Fenster sind mit gewichtigerer Überdachung, mit Gesims und Architrav im Erdgeschoß, darüber nur mit schmaler gesimsartiger Verdachung mit dem Gewände gestaltet. Die Fenster unterscheiden sich in der Anbindung der Überdachung an das Gewände:

1. Die Überdachungen mit Giebeldreieck oder Gesimsprofil schlossen an das Gewände an oder waren dazu noch auf volutenartige Konsolen gesetzt, die an dem Gewände angebracht waren. Dies entsprach den in der italienischen Renaissance entwickelten Vorbildern. Eine Ausnahme stellt das Rayonhaus, Klosterbergstraße 18 in Magdeburg dar (Abb: 149). Hier wurde das verschaltete Stockwerkgesims leicht verkröpft über den Fenstern dreiecksförmig in Giebel-

form hinweggeführt, so daß die Verdachungen ein Teil des Gesimses wurden. Während die historische Architektur nur das Fensterbankgesims kannte, wurde hier ein Verdachungsgesims entwickelt. Im Obergeschoß läuft das Gesims über den Fenstern grade hinweg.

2. Die Verdachung mit Architrav ist in der Wilhelm Külz Straße 21 (Abb: 108) und in der Porsestraße 13 (14) (Abb: 98) gewählt worden. Zwischen die Überdachung und dem Gewändesturz wurde ein Feld zum Teil mit Rahmung gesetzt wie ein Architrav. Diese Form entwickelte sich am Ende der Renaissance und wurde während der gesamten Zeit des Barock über benutzt. Auch noch im Klassizismus fand diese Form Anwendung. Hier stimmten Vorbild und hölzerne Kopie ziemlich überein. Am Haus Agnetenstraße 11 (Abb: 22) wurde der Architrav zusätzlich mit einer kreisförmigen Rahmung ornamentiert. Auflager bilden Pilaster mit korinthischen Kapitellen. Der Architrav trat aber nicht zusammen mit den Überdachungen von Schwebedächern auf. Beispiele für diese Gewände finden wir häufig in Magdeburg: Weinbergsstraße 21 (Abb: 137), Puschkinstraße 23 (Abb: 89), Wilhelm Külz Straße 22 (Abb: 167) und Liebknechtstraße 26 (Abb: 103).

Für alle beschriebenen Fenstergewände gilt, daß entweder die seitlichen Profile unterhalb des Fensterbretts einen ornamentalen Abschluß durch eine Konsole erhielten, die unter dem Fensterbrett liegen konnte oder das Brettprofil verband beide Seitenprofile wie am Haus Burchardstraße 6.

Das Fensterbrett konnte selbst als eine ornamentierte Konsole ausgebildet werden, wie es am Haus Basedowstraße 22 zu sehen ist. Wenn Fensterverdachungen mit Gesims und Giebelbekrönung oder Schwebegiebel ausgestattet wurden, konnte als Pendant dazu der Abschluß unter dem Fensterbrett ein geschweiftes Brett sein. Auch fest eingebaute Blumenkästen dienten der Betonung der Sohlbank.

Die Fenstergewände mit Verdachung und Brüstungsbereich

Eine weitere Abwandlung des Gewändes ist seine Verlängerung bis auf die Brüstungsfläche. Diese Form wurde häufiger verwendet, als im Barock immer größere Wandflächen durch Lisenen, Pilaster und Säulen bedeckt wurden und das Fenster dagegen sich an der Fassade behaupten mußte. Ein historisches Vorbild existierte im Fenstererker, aber auch der schweizerische Holzbau lieferte mit seinen Falläden gestaltete Brüstungsfelder in der Fensterumrahmung, die bis auf die Schwelle reichten. Soweit man dies übersehen kann, haben die Vorbilder aus dem Holzbau keinen Eingang

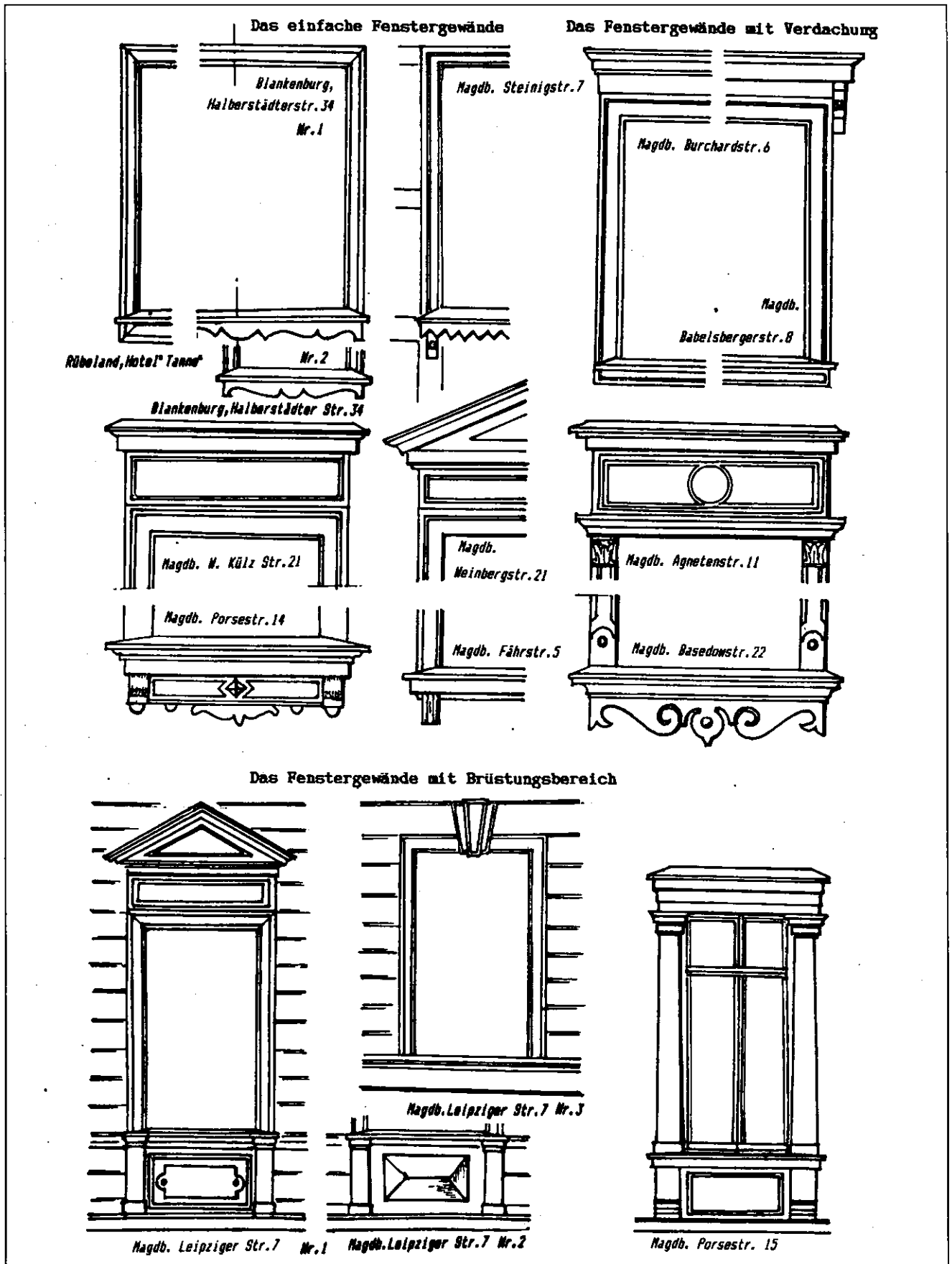


Abb. 51 Die Fenstergewände

in die Fachwerkarchitektur des 19. Jahrhunderts gefunden. Die architektonischen Vorbilder beeinflussten sowohl den Blockbau der Schweiz als auch den Fachwerkbau allgemein.

In Müsteir/Kanton Chur, Hauptstraße 66a, findet man ein Gewände, das nichts mehr mit Falläden zu tun hat, sondern mehr einer Steinmetzarbeit gleicht. Die Fenstergewände im Fachwerkbau wurden ebenfalls so weit wie möglich dem massiven Vorbild nachgearbeitet. Die giebelförmige Überdachung wie die gesimsförmige in der Porsestraße 15, ruhen scheinbar auf den seitlichen Begrenzungen der Fenster, die als Pilaster in Holz gefertigt sind. Über der Sohlbank des Fensters scheinen sie auf Postamente gestellt. Die darunter liegende Brüstung wurde als Brettfüllung ausgeführt, entweder mit einer Schildform oder Facettenquader oder mit einer Rahmung versehen, wie Basedowstraße 15 (Abb. 35). Dies ist die Form, die man als klassizistisch oder als mediterran-renaissancehaft wirkende Lösung bezeichnen kann. Weiterhin finden wir ähnliche Fenstergewände, die kein eigenes Brüstungsfeld besitzen, die aber mit ihren Gewänden gestalterisch mit der Sohlbank verbunden sind, wie am ersten und dritten Obergeschoß des Hauses Porsestraße 17 (Abb. 36). Alle drei vorgenannten Gebäude besitzen eine waagerechte Brettverschalung mit einer auffällig breiten Teilung. Auf dieser treten, neben den Gesimsen diese Gewände auf, die dominant die Fassadengestaltung bestimmen. Mit ihrer dem Massivbau entlehnten Form, machen sie gestalterisch diese Schalung zur Mauerwerksoberfläche. Am Haus Leipziger Straße 7 (Abb. 138) tritt noch eine Gewändeform auf, die sich auf den Steinbau bezieht. Es ist dies das Gewände ohne Verdachung, in dessen Sturzimitation sich ein Schlußstein befindet. Dieser Schlußstein wurde durch aufgenagelte Bohlenteile imitiert. Für die im vorigen Jahrhundert beliebten Landhäuser wurden auch zopfigere Varianten der Fenstergestaltung erfunden, die nicht stilistisch auf den Klassizismus bezogen sind, wie am Südgiebel des Rayonhauses Leipziger Straße 49 (Abb. 58) und vor dem Umbau in der Leipziger Straße 16 (Abb. 79). Schmale Verdachungsgesimse mit Gewände sind über einer mit dekupierten Brettern verschalteten Brüstung angebracht. Ein Blumenkasten mit Konsolen bildet den ornamentalen Schwerpunkt der Fenstergestaltung. Dieses Beispiel verweist wieder auf das Vorbild aus der Schweiz.

Die Fenstergewände als geschoßübergreifende Gestaltungselemente

Die Erkenntnis, mit der Betonung des Fensterbereichs ein dominierendes Gestaltungselement für die gesamte Fachwerkfassade in der Hand zu haben, führte noch einen Schritt weiter. Man ordnete die Fenster in der Senkrechten über drei Geschosse als in sich gegliederte Gruppen an.

Dafür benutzte man an den Gebäuden nicht mehr die oben beschriebenen klassischen Architekturelemente, sondern entwarf dazu eigenständige Anordnungen.

An dem Haus in Magdeburg, Leipziger Straße 9, verwendete man vereinfachte Elemente des Ohren- oder Knorpelstils aus der Formensprache der deutschen Renaissance, wie man sie etwa an der Stadtkirche in Bückeburg von 1615 findet. Nicht die Fachwerkbauten der Renaissance aus Hildesheim, mit ihren strengen Formen, waren Vorbild für das Haus. Für die Fensterumrahmungen dieses Hauses schnitt man ohren- und lappenartige Formen aus, die unterhalb des Fensterbretts scheinbar auf fußartigen Endigungen standen. Durch die Zurücknahme der Stockwerkgesimse entsteht der Eindruck, daß diese Gebilde übereinandergestellt eine formale Verbindung besitzen, die die Ausbildung von Fensterachsen über drei Geschosse möglich machten. Dieser Eindruck entstand auch deshalb, weil die oberste Rahmung im Sturzbereich einen bogenförmigen Abschluß besaß.

An einem anderen Gebäude in Magdeburg, Leipziger Straße 13 (Abb. 34), wurden Fenstergewände mit Brüstungsfeldern geschaffen, die an die darunterliegende Verdachung anschlossen. So kam eine Art Kolossalordnung zustande. Über dem Gesims eines schlichten Sockelgeschosses lagen Brüstungsfelder, postamentartig nach unten verbreitert, in denen je eine Fächerrosette aus halbierten gedrechselten Stäben eingelegt war. Jedes Feld wurde mit einer profilierten, weit vorspringenden Sohlbank abgeschlossen, die auf Lisenen lag. Die folgenden Gewändeteile wurden zusammengesetzt aus genuteten Profilen mit geteilten Drechselteilen, die als Konsolen für die Fensterverdachung aufgeleimt wurden.

Diese Gestaltung ähnelte den Möbeln, die im vorigen Jahrhundert dem „Altdeutschen Stil“ zugerechnet wurden. Auf das Giebeldreieck der Verdachung wurden gedrechselte Säulen gestellt, die das darüberliegende Brüstungsfeld begrenzten. Dieses Feld war mit einem Beschlagwerk in Dekupierarbeit ausgefüllt, dessen obere Begrenzung wieder eine ausladende Sohlbank war. Auf dieser wiederum standen pilasterartige Gewände, zwar ohne Nuten, aber mit gedrechselten Konsolen. Diese trugen abwechselnd eine Giebelverdachung als Schwebedach oder ein Fenstergesims. Diese in der Senkrechten gestalterisch über zwei Geschosse miteinander verbundenen Fenstergewände wirken wie eine Kolossalordnung, noch dazu wo diese Teile auf einer breit profilierte Holzschalung aufgebracht sind, die wie eine stilisierte Putzrustika wirkt.

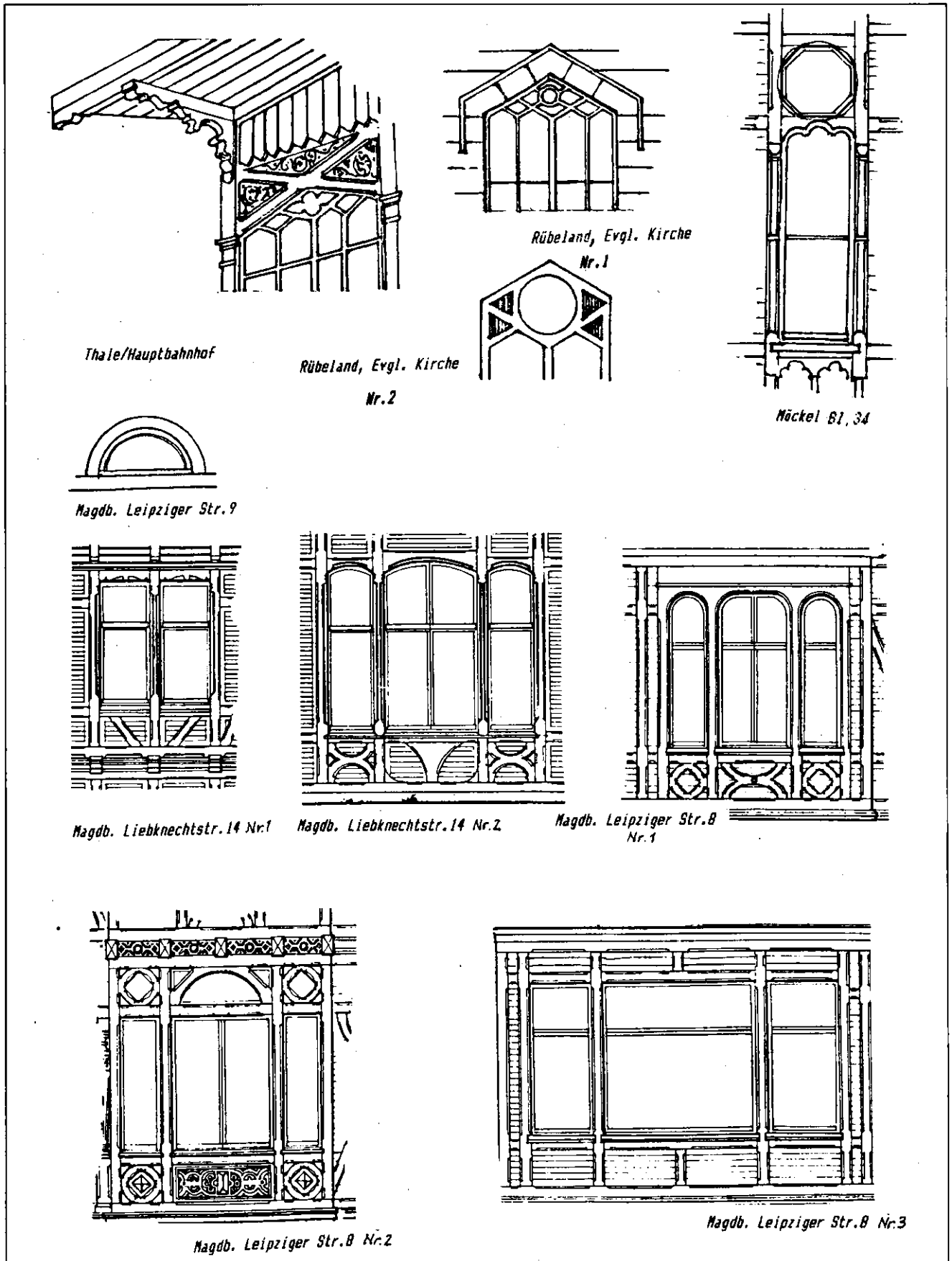


Abb. 53 Die Fensteröffnungen ohne Gewände

Die Gestaltung der Fensteröffnungen ohne Gewände

An repräsentativen Bauten des historischen Fachwerkbbaus gab es schon seit der Spätgotik eine besondere Ausbildung der Fensteröffnungen. Spitz-, Vorhang- und Rundbögen wurden im Sturzriegel ausgebildet. Das 19. Jahrhundert verzichtete nicht auf diese traditionelle Gestaltungsmöglichkeit, sondern entwickelte sie weiter. Man setzte sie zwar seltener als die Fenstergewände ein, aber benutzte sie häufiger als das historische Fachwerk. Sie trat besonders in neogotischen Entwürfen und in den Entwürfen des sogenannten „Altdeutschen Stils“ auf, der sich der Frührenaissance zuwandte.

- Der Spitzbogen wurde aus den Winkelhölzern oder Kopfbändern unter dem Sturzriegel ausgesägt und in den meisten Fällen mit einem Profil als Rundstab oder ausgekehlte Rippe gestaltet. Der spitze Kleeblattbogen wurde nur aus den Kopfbändern ausgesägt. Beispiele der Anwendung finden wir in Magdeburg nur in der Arkade des Hauses Liebknechtstraße 14 (Abb. 136). In späteren neogotischen Entwürfen um 1880 werden eigenartige Abwandlungen gotischer Fenster entwickelt. Im Obergeschoß der Villa Dautzenberg werden Fenster eingesetzt, die mit einem angefasten Kleeblattbogen am Sturzriegel endeten und darüber ein achteckiges Oberlicht besaßen. Ähnlich ist das renaissancehafte Treppenhausfenster aus der Leipziger Straße 8 in Magdeburg gestaltet (Abb. 46).
- Zum Ende des 19. Jahrhundert war die Anwendung des Dreiecksbogens neu im deutschen Fachwerk. Im englischen Massivbau der Gotik tritt er zum ersten Mal auf



Abb. 54 Detail, Sudenburg, Leipziger Str. 13

und wird auch in Entwürfen zu gotischen Landhäusern verwendet. Seine Form im Fachwerk konnte durch Kopfbänder oder die Verwendung eines Andreaskreuzes statt eines Sturzriegels ausgeführt werden. Eine stilistische Zuordnung dieser Fensterform zur Gotik wird erst durch die evangelische Kirche in Rübeland 1869 eindeutig möglich. Nicht nur die Verbindung zwischen sakraler Bedeutung und Gotik, sondern das Auftreten von Pseudomaßwerken berechtigt zu dieser Behauptung. In Magdeburg tritt der Dreiecksbogen aus dem Andreaskreuz, benutzt als Oberlicht, nur noch einmal am Rayonhaus Spielgarten-Privatweg 22a an der Gartenseite auf (Abb. 106).

- Den Segmentbogen, ausgeschnitten aus einem breitbemessenen Sturzriegel, finden wir selten. Allerdings wurde er am Gebäude Liebknechtstraße 14 eingesetzt (Abb. 53; Nr.2). Am anderen Sturzriegel wird diese Bogenform auch durch eine geschwungene Abfasung erreicht. Der Segmentbogen gilt als spätgotisches Element oder auch als Stilmittel der Frührenaissance. Um 1480 wurde der Segmentbogen beispielsweise am Ünglinger Tor in Stendal in der Backsteingotik eingesetzt. Den Segmentbogen großflächig über eine Schlußsteinimitation zusammengesetzt und mit einer Giebelbedachung versehen, finden wir ebenfalls in Magdeburg und zwar in der Leipziger Straße 50a (Abb. 50). Einen verkröpften Giebel, wie in dieser Zusammenstellung mit einem Segmentbogen, finden wir im Treppenhaus im Oberen Belvedere als barockes Element. Seine stilistische Bedeutung ist erst aus dem Zusammenhang heraus zu klären.

- Aber auch an Gebäuden mit Spitzbogenfenstern an Dachgauben wird der Segmentbogen verwendet. Hier ist er dann als Element der Frührenaissance zu verstehen. Auffällig sind hier die Drillingsfenster mit einem breiten Mittelflügel. An diesem Beispiel - Leipziger Straße 8 - werden Rundbögen außen mit abgewandelten Schulterbögen in der Mitte oder doppelbreitem Mittelfeld mit geradem Sturz verwendet (Abb. 54; Nr.1). Eine besonders auffällige Gestaltung weist ein Treppenhausfenster am selben Haus auf, das als Drillingsfenster mit Oberlichtern ausgeführt wurde. Die Oberlichter liegen über dem Sturzriegel. Die quadratischen Außenfelder sind mit kreisförmigen Hölzern gefüllt, das Mittelfeld mit einem Segmentbogen mit den Holzdimensionen 12 x 12 Zentimeter.

- Das Rundbogenfenster wird selten verwendet, wurde aber für das Haus Leipziger Straße 9 als Element ausgewählt. Sein Auftreten mit radialen Teilungen an Fachwerkbauten, ist für klassizistische Bauwerke typisch, wie in Magdeburg am Haus Ackerstraße 7, das um 1810 errichtet wurde. In Verandatüren ist es weiterhin zu entdecken oder es tritt in Giebeln landhausähnlicher oder renaissancehafter Gebäude auf, wie in den Gebäuden Leipziger Straße 9, 55 und Porsestraße 16.

DIE STOCKWERKGESIMSE

Die Balkenkopfgesimse

Die historischen Gesimsdetails werden von der Größe der Auskragung der Geschosse bestimmt. Die Gestaltung ist oft von der notwendigen Unterstützung der Balkenköpfe durch Knaggen oder Kopfbänder abhängig. Im 19. Jahrhundert hatte man nicht mehr die Absicht, die Geschosse zu übersetzen. Deshalb hätten die Balkenköpfe bündig mit der Wandfläche bleiben müssen. Damit hätte das Bauwerk die tektonische Gliederung, durch die den Baukörper stark modellierenden Gesimszonen, verloren. Diese gestalterische Einbuße versuchte man zu korrigieren, indem man einfach die Balkenköpfe weit über den bündigen Fassadenbereich überstehen ließ. Am Haus Leipziger Straße 9 (Abb. 152) in Sudenburg ist das zu sehen. Der harte Übergang von der senkrechten Wand zum waagerechten Balkenkopf konnte einen gleichwertigen Kontrast schaffen wie die historischen Gesimse an übersetzten Geschossen. Gestalterisch paßte diese Lösung natürlich in die Betonung der Skeletthaftigkeit des Fachwerks des 19. Jahrhunderts.

Das bündige und ausgemauerte Balkenkopfgesims

Typisch für das einfache Fachwerkhaus ab Mitte des 19. Jahrhunderts war der mit der Ausmauerung bündige, unprofilierte Balkenkopf bei nicht übersetzten Geschossen. Er war konstruktiv unumgänglich bei Fachwerkbauten, die für den Verputz vorgesehen waren oder bei bündig mit den Wandbalken verputzten oder Sichtmauerwerks-Gefachen, wie bei den Häusern Burchardstraße 6 und Potsdamer Straße 20 in Magdeburg-Cracau. Auch Rückfronten aufwendig gestalteter Gebäude wurden so ausgeführt, weil diese Ausführung den geringsten konstruktiven Aufwand bedeutete, wie am Haus Klosterbergstraße 18. Ein fehlendes Balkengesims im Bereich der Obergeschosse konnte durch einen gleichfarbigen Anstrich von Fachwerk und Mauerwerk eine große ungegliederte Wand schaffen, die dann im Kontrast zu einem besonders stark betonten Gesims im Erdgeschoß stand, wie in der Steinigstraße 6.

Das mit Schalung ausgesetzte, bündige Gesims scheint eine Ausnahme zu machen, da es nur einmal festgestellt wurde. Es bestand darin, wie am Rayonhaus Koblenz, Mainzer Straße 98 zu sehen ist, daß die Gefache zwischen den Balkenköpfen, die bündig abgeschnitten waren, an Schwelle und Rähm von nicht übersetzten Geschossen mit ebenen Brettern ausgesetzt wurden, so daß die Geschosse durch breite, horizontale Holzflächen getrennt wurden.

Das vorstehende Balkenkopfgesims ohne Übersetzung (Abb. 55)

Man ließ weiter die Balkenköpfe an bündigen Fachwerkfassaden überstehen, und zwar immer im Zusammenhang mit zurückgesetzten Ausfachungen im Balkenwerk. Profiliert wurden sie meist entsprechend dem angestrebten Stil des Gebäudes. Formen aus der Gotik wurden übernommen wie das Kaffgesims an den Balkenköpfen am Haus Steinigstraße 1 (Abb. 121). Die Ausfachung mit farbigen Ziegelornamenten in Zahnschnittmuster in gelb und rot, trat im Sinne gotischer Gestaltung hinzu. Die renaissanceartigen Gestaltungen schlugen sich am Haus Leipziger Straße 8 (Abb. 52) nieder in volutenförmigen Balkenköpfen mit gedrechseltem Knopf und im Sinne einer Fassadenausbildung mit Beschlagwerksornamentik. Eine Verbretterung der Gesimsgefache war in diesem Zusammenhang öfter festzustellen. Balkenköpfe mit pyramidenförmigem Abschluß findet man ab dem 17. Jahrhundert. Sie wurden dann auch wieder verwendet an Gebäuden mit Sichtmauerwerkausfachungen.

Das überstehende Balkenkopfgesims wurde auch zur Ausbildung eines nicht geschlossenen Brettgesimses genutzt. Die schräg angesägten Balkenköpfe wurden abgedeckt und stirnseitig mit einem dekupierten Brett verkleidet, um ein kräftig vorstehendes Gesims für ein Sockelgeschoß zu entwickeln. Dies traf man an einem „italienisch“ gestalteten Haus in der Steinigstraße 7 in Magdeburg an.

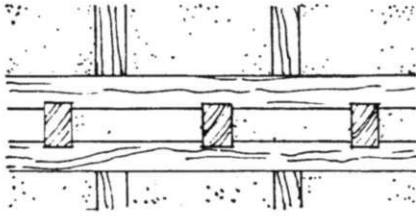
Das Balkenkopfgesims an übersetzten Geschossen (Abb. 55)

Die reduzierte Übersetzung der Geschosse wurde erst im letzten Viertel des Jahrhunderts zum Teil wieder eingeführt, die im Durchschnitt die halbe, maximal eine Balkenbreite betrug. Trotzdem löste man sich nicht von den über die Fassade vorstehenden Balkenköpfen. Die Felder des Deckenbereichs konnten mit verputztem Mauerwerk ausgefacht werden. Im Rheinland wurde auch die schräge Ausmauerung benutzt, die auf die Gotik zurückgeht. Man fügte bei Sichtmauerwerk eine Mauerwerksornamentik hinzu, indem man die Gesimsgefache mit Rollschichten aussetzte. Aber auch Schränkschichten waren dafür beliebt.

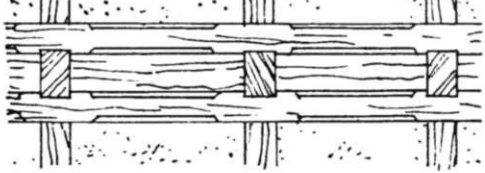
Die Felder zwischen den Balkenköpfen konnten statt dessen auch verschalt werden, und zwar mit solchen profilierten Brettern oder Bohlen, die den Profilen des Balkenkopfes entsprachen, damit dieser über die Schwelle hinausragende Teil mit in das Gesims einbezogen wurde, wie beim Haus Liebknechtstraße 14 (Abb. 135). Damit erreichte man ein schweres und plastisch wirkendes Gesims, wenn es im Sinne eines Stilvorbildes erforderlich war. Im vorigen Jahrhundert griff man dagegen möglichst auf gefräste, hölzerne Meterware

Das bündige Gesims

Magdb. Steinigstr. 4

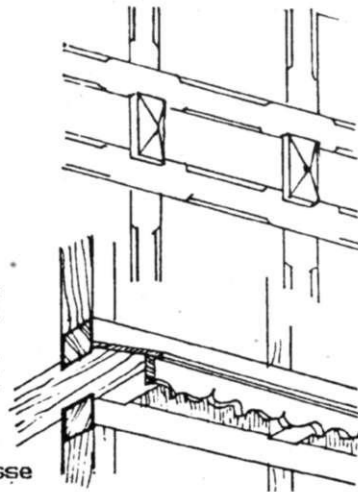


Koblenz, Mainzer Str. 98

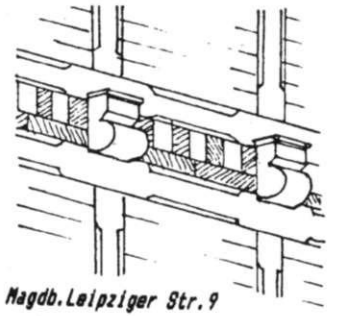


Das Balkenkopfgesims

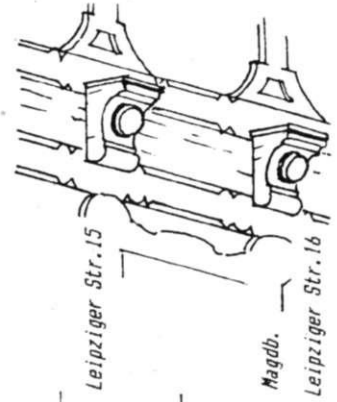
Koblenz, Mainzer Str. 128/130



Magdb. Steinigstr. 1a

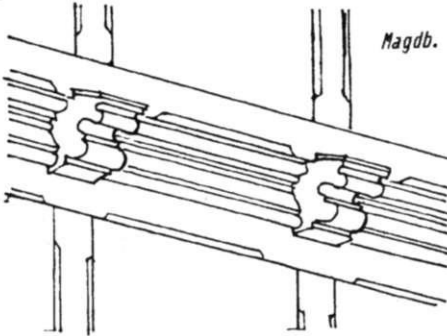


Magdb. Leipziger Str. 9



Übersetzte Gesimse

Magdb. Porsestr. 14 (DG)



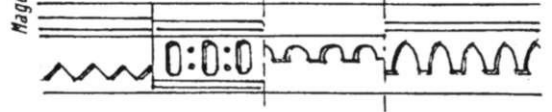
Magdb. Steinigstr. 7



Porsestr. 13

Magdb.

Leipziger Str. 50a



Leipziger Str. 15

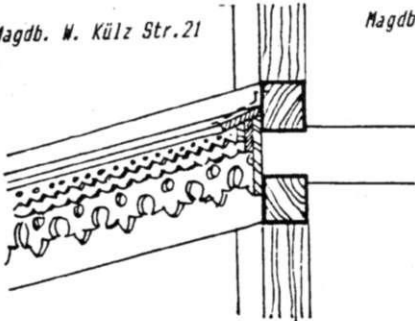
Magdb.

Leipziger Str. 16

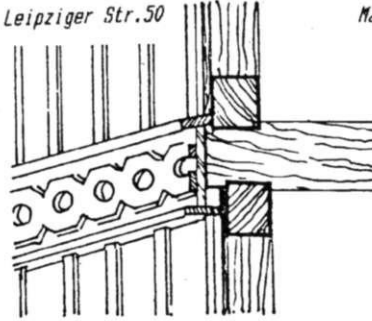
Magdb. Liebknechtstr. 14

Brett- und Kastengesimse

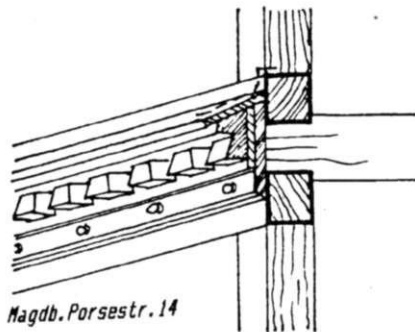
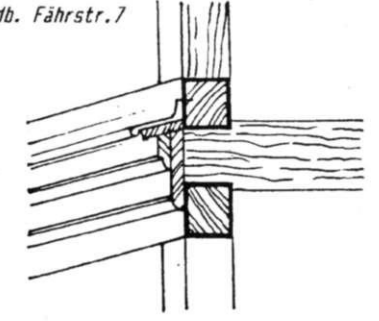
Magdb. W. Külz Str. 21



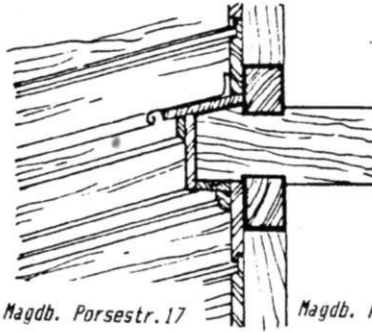
Magdb. Leipziger Str. 50



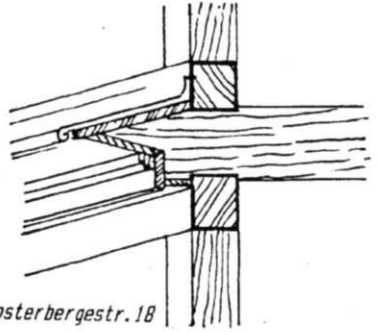
Magdb. Fahrstr. 7



Magdb. Porsestr. 14



Magdb. Porsestr. 17



Magdb. Klosterbergstr. 18

Abb. 55 Die Stockwerkgesimse

zurück, die man in die Gesimsgefache einsetzte. Die historischen Gesimse besaßen in sich abgeschlossene Formen wie Abtreppungen, Taustäbe und andere vom Zimmermann geschaffene Ornamentik.

Eine andere Möglichkeit, für die es auch kein historisches Vorbild gab, bestand darin, daß man das vorher beschriebene Balkenkopfgesims mit einem durchlaufenden profilierten Brett abdeckte. Ohne großen Aufwand erhielt man ein durch Schattenwurf plastisch wirkendes Gesims, wie es das Obergeschoß am Haus Porsestraße 13 (14) und das Risalit Haus Leipziger Straße 50a zeigt (Abb. 98, 131). Als zusätzliche Ornamente wurden dekupierte Bretter verwendet, die auf ein Grundbrett genagelt wurden, um die Felder zwischen den Balkenköpfen zu füllen. Zickzackfriese im Erdgeschoß und Langlochschnitte wurden im ersten Obergeschoß am Haus Leipziger Straße 50a dafür in Brettfüllungen geschnitten. Kleinteilige Rundbogenfriese finden wir am Haus Leipziger Straße 15 und Spitzbogenfriese zwischen den Balkenköpfen am Haus Leipziger Straße 14.

Die Brettgesimse (Abb. 55)

Sie wurden vor die Balkenköpfe der Geschoßdecke an die Schwellen genagelt. Diese Ausbildung der Gesimse ist im Rheinischen seit der Renaissance üblich. Meist imitieren sie kein Simagesims aus dem Steinbau, sondern sie halten sich wenig ausladend an die Gebäudeflucht. Hans Issel stellt diese historischen Brettgesimse im Schnitt dar.

Mitte des 19. Jahrhunderts um 1845 führte man längsprofilerte oder ebene Bretter mit kleiner Überdachung als Stockwerkgesimse ein, wie sie am Haus Fährstraße 7 in Buckau auffallen. Sie erscheinen schon durch die schräge Verdachung wie eine Form, die aus dem Massivbau übernommen wurde. Obwohl in Magdeburg diese Gesimse recht häufig verwendet wurden, nämlich Spielgarten-Privatweg 22a, Liebknechtstraße 26, Hallische Straße 14 und Basedowstraße 22 (Abb. 105, 103, 153), findet sich in der Literatur kein Hinweis auf sie. Bei den ornamentierten Ausführungen glaubt man zuerst eine frei erfundene Bauornamentik vor sich zu haben. Wenn man aber in den Vorlagenbüchern dieser Zeit nach der Ornamentik dieser Gesimse oder Friese sucht, so findet man Saumornamente, die gedrückte Blattformen und Lilienmotiven ähneln. Sie wurden unter ausgestochenen Ornamenten an historischen Schweizer Blockhäusern bei A. W. Hertel aufgeführt. In Magdeburg, W.-Külz-Straße 21, läßt sich ein Beispiel finden, das auch mit seinem flacheren Satteldach dem Schweizer Haus ähnelt (Abb. 55, 108). Die Gesimsornamentik in ihren Abwandlungen, läßt sich manchmal nicht allein ihrer formalen Merkmale wegen stilistisch zuordnen, sondern nur über andere Bauteile am Haus, die eindeutige Hinweise geben.

Als Beispiel dafür kann das Haus Leipziger Straße 50 dienen. Hier haben wir ein einfaches, flechtbandartiges Ornament als Dekupierarbeit vor uns. Kreisausschnitte befinden sich in einem beidseitig von V-Einschnitten gegliederten Brett, das von zwei Leisten gerahmt wird. Dieses friesartige Gebilde ist auf die senkrechte Schalung des Hauses genagelt. Das flache Dach des Zwerchhauses, die profilierten Bügen des Konsolgesimses und der Giebel deuten auf das Schweizer Haus hin. Auch die Dekupierarbeiten an diesem Haus ähneln wieder den schweizerischen Vorbildern, wie sie von A. W. Hertel beschrieben werden. Diese Ornamente, vom ursprünglichen Holzbalken losgelöst, hängen wie eine Borte an der Traufe. Auch an den vorher beschriebenen Balkenkopfgesimsen können sie sich als Dekupierarbeit 20 Zentimeter weit, vor der Fassade befinden. An renaissancehaft gestalteten Gebäuden unter den Magdeburger Bauten findet man außer Kastengesimsen, auch dekupierte Brettgesimse mit Überdachungen. Langlöcher in schmaler Form wurden in das Brett eines bedachten Gesimses am Haus Leipziger Straße 17 geschnitten. Ein bedachtes Gesims mit Zahnschnitt ist an den Häusern, die im Sinne mediterraner Landhäuser gestaltet wurden, zwischen Erd- und Obergeschoß vorhanden, siehe Steinigstraße 12a und Porsestraße 17.

Die Kastengesimse (Abb. 55)

Sie stellen immer eine Übertragung der Form eines massiven Gesimses in den Holzbau dar. Für sie läßt sich kein historisches Vorbild im Fachwerkbau finden. Die Kastengesimse schufen eine starke Betonung der Horizontalen und verliehen dem Fachwerkgebäude im Zusammenspiel mit einem Flachdach mit verschaltem Traufgesims den Charakter eines Mauerwerkbaus, wie bei den Rayonhäusern Porsestraße 17, Klosterbergstraße 18 und Fährstraße 7 zu erkennen ist. Das drei- oder viergeschossige Gebäude mit Flachdach und Kranzgesims erhielt über dem Erdgeschoß immer ein breites Stockwerkgesims, um ein Sockelgeschoß zu markieren. Es war gestalterisch auch das Gegenstück zum Kranzgesims. Am Haus Klosterbergstraße 18 kommt noch hinzu, daß dessen Kastengesims um Risalite herumläuft und daß aus diesen noch die Überdachungen der mittleren Fenster im ersten Obergeschoß gebildet werden. Der Charakter dieser Fassaden tendierte immer in die Richtung italienischer Renaissance-Palazzi. Aber auch Gebäude mit Satteldach erhielten durch zwei Kastengesimse den Anstrich eines Massivbaus. Ein Beispiel dafür ist das Rayonhaus Porsestraße 13 (Abb. 84), dessen Gefache mit gelben Vormauerziegeln ausgemauert waren.

DIE DACHGESIMSE

Die Traufgesimse (Abb. 56)

Man sah das Dach um 1850 von der Gestaltung her eher als ein flächiges Gebilde an, das mehr aus der Dachdeckung als aus der Stuhlkonstruktion zu bestehen schien, die man auf die Raumstruktur des Hauses legte. Die flächige Auffassung bildete sich heraus im Zusammenhang mit der Rationalität ingenieurtechnischen Denkens, wie es sich bei den Eisenbauten dieser Zeit zeigte. Aus der gleichen Zeit stammt der Entwurf eines Landhauses aus Normand fils, „Paris moderne“ zitiert bei Leonardo Benevolo als eines der Gebäude, „die jeder stilistischen Verkleidung entbehren.“ Dieses Gebäude besitzt ein flaches Sparrendach mit weit überstehenden Traufgesimsen. Als um 1850 die flächige und skeletthafte Auffassung des Baukörpers dominierte, übernahm man mit Vorliebe dazu das alpenländische Bauernhaus oder die italienische Villa, die vorwiegend flache Satteldächer mit Sparrengesimsen besaßen.

Das Sparrengesims (Abb. 56)

Da das malerische Element in der Architektur von Wohnhäusern ein wichtiger Gesichtspunkt geworden war, wie es unter anderem das Hameau Ludwig XVI demonstriert hatte, griff man auf ländliche Bauwerke als Vorbilder zurück. Diese Gebäude besaßen nicht einmal verschaltete Sparrenfelder im Traufenbereich, wie es Aufmaße aus der Schweiz in der Fachliteratur dieser Zeit zeigen. Dieses Element, das rustikal wirkte, wurde dann auch bei einer Villa, die eine Schweizer „Chaumière“ (Hütte) darstellen sollte, um 1862 angewandt, wie es A. W. Hertel dokumentiert. Diese nüchtern endenden Dachflächen entsprachen später nicht mehr dem Geist der Zeit, der sich vom Malerischen mehr der ausgeprägten Ornamentierung des Gebäudes zuwandte. Also wurden Traufgesimse auch gestalterisch bereichert. So lieferte das volkstümliche Haus der Schweiz noch andere Details.

Zum alpenländischen Traufgesims gehörte auch der ornamental verzierte Sparrenkopf, dessen Formen von der Volute bis zum Kopf eines Fabelwesens reichen konnten. Man sägte nach Schablonen geschweifte, sich verjüngende Formen aus, wie es am Rayonhaus Sieverstorstraße 1 zu erkennen ist (Abb. 88).

Das Sparrengesims mit Traufbrett (Abb. 56)

Um diese konstruktiv sehr ausgemagerten Endigungen des Daches zu bereichern, griff man zum Traufbrett, da man auch Stilvorstellungen damit möglichst rational realisieren konnte, wenn das einfache Sparrengesims

gestalterisch nicht den Vorstellungen entsprach. Das Traufbrett scheint sich aus dem Flugbrett entwickelt zu haben und besitzt nur dann eine schmückende Funktion, wenn daraus eine Dekupierarbeit gemacht wurde. Wenn das Traufbrett stark perforiert war, konnte es das Regenwasser nicht mehr von den Balkenköpfen fernhalten. Bei A. W. Hertel wurden damit Häuser in italienischer, und gotischer Art gestaltet.

Auch Pavillone wurden damit versehen. Gebaute Beispiele wurden dazu in Österreich und Deutschland gefunden: Hüttenberg/Steiermark, Bahnhofstraße 23; der Musikpavillon Baden bei Wien; Magdeburg, Leipziger Straße 50. An dem Haus wurde die Traufleiste so verwendet, daß sie nicht wie eine textile Borte an allen Dachkanten einschließlich dem Giebel entlanglief, sondern nur an den Traufen angebracht war (Abb. 56, Traufbrett und Abb. 114). Hans Issel stellt mehrere russische Blockhäuser vor, die mit den oben beschriebenen Traufgesimsen ausgeführt als Ausstellungspavillons um 1896 gebaut worden waren, wie in Potsdam die Siedlung Alexandrowka. Aber auch norwegische Blockbauten besaßen ähnliche Traufen. Dieser Traufausbildung, die zu der Zeit international im Holzbau auftrat, kann man nur bestätigen, daß sie als Charakteristikum folkloristischer und ländlicher Bauwerke galt.

Das Sparrengesims mit Rinnleiste (Abb. 56)

Die Sparrengesimse konnten mit Rinnleisten oder mit Kopfbügen eine besondere Ausgestaltung erfahren, die dem Schweizer Haus eigentümlich waren. Sie wurden aber nicht an den Rayonhäusern gefunden.

Das Bundbalkengesims (Abb. 56)

Das Bundbalkengesims wurde um 1850 in den Fachwerkbau der Neogotik wieder eingeführt, wie Georg Ungewitter belegt. Es fand aber nur an Gebäuden mit schmalem Dachüberstand Verwendung, die unter den Rayonhäusern nicht auftraten.

Die Kastengesimse und die verschalteten Gesimse

Die Kastengesimse wurden vorwiegend als Simagesimse an den straßenseitigen Traufen der flachen Pultdächer und Satteldächer angebracht. In Magdeburg, am Haus Puschkinstraße 24 und 25, Steinigstraße 12a, und Basedowstraße 15 (s. Abb. 154, 155, 35) ist das so geschehen. Die dazugehörigen Gebäude weisen eine renaissancehafte Gestaltung auf, wie die meist stilistisch ähnlichen Fassadengesimse und Fenstergesimse beweisen. Aber auch Satteldächer mit über 30 Grad Dachneigung wurden mit Kastengesimsen ausgestattet, wozu auch die Mansardendächer gerechnet werden können. Steildächer in Magdeburg an

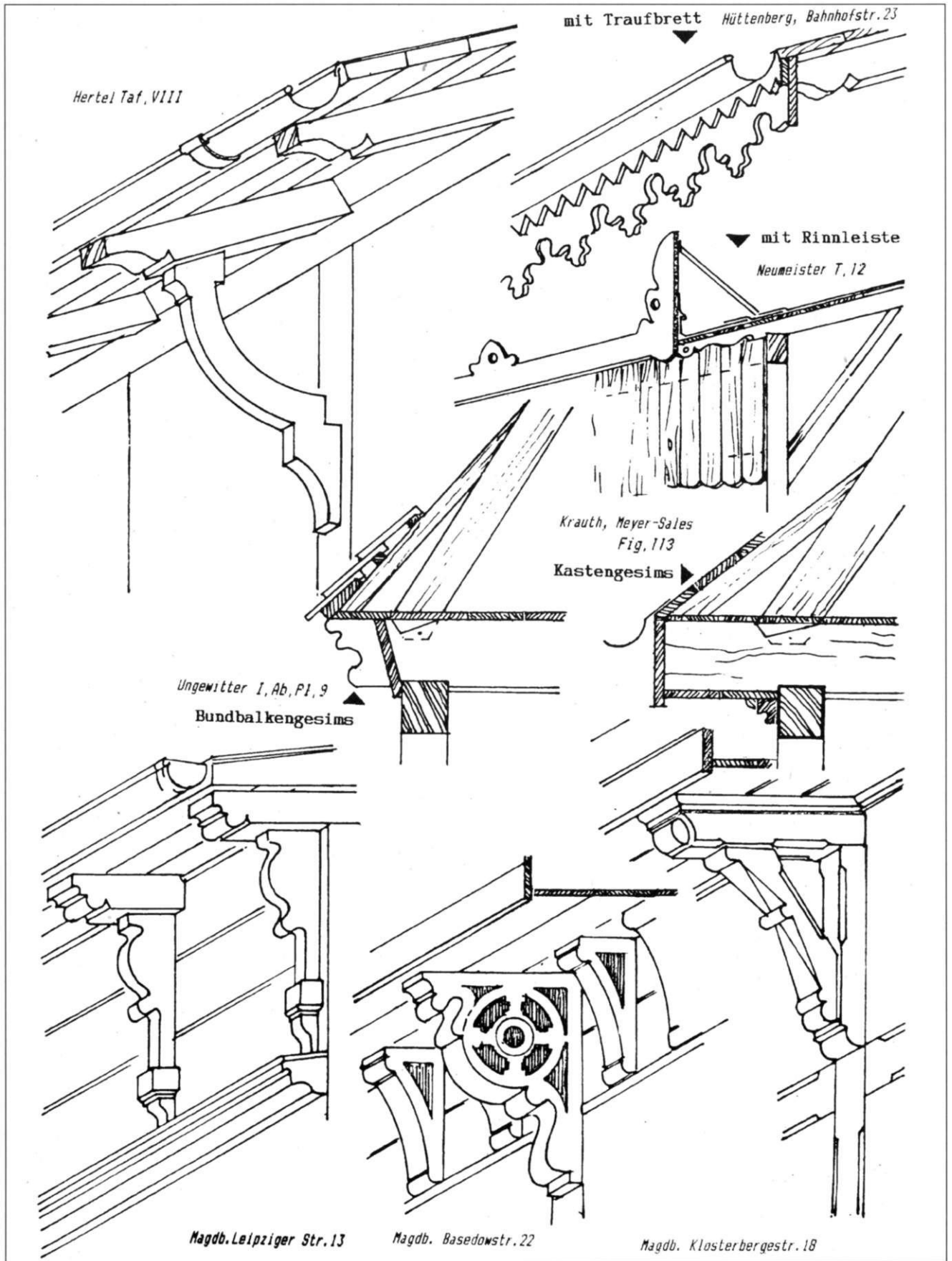


Abb. 56 Die Traufgesimse

den Häusern Weinbergstraße 21, Leipziger Straße 7 wurden so ausgeführt (Abb. 137, 138). In Verbindung mit Mansarddächern kann das an den Gebäuden Gartenstraße 18, 33 und 34 und Leipziger Straße 7 betrachtet werden (s. Abb. 129, 130, 139). In der „neobarocken Phase“ des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurden auch dem Steinbau verwandte Formen immer weiter in den Holzbau übertragen. So wurde in die Untersicht der Verbretterung des weit vorspringenden, verschalten Gesimses eines Trinkhäuschens in Köln eine Kassettierung eingearbeitet.

Das verschaltete Gesims mit Bügen (Abb. 56)

Eine weitere Fortsetzung der Tendenz, Formen des Massivbaus in den Holzbau zu übertragen, stellt diese Gesimsform mit Bügen dar. Das Hauptgesims erhielt eine dem Konsolgesims ähnliche Form. Der Bundbalken verschwand wie im vorhergehenden Beispiel in der Verschalung, und dieser Balken wurde dann von einer geraden Kopfbügel unterstützt, die beim Massivgesims als Konsole wirkte. Am Turmgesims des Logierhauses in Alexisbad wurde diese Lösung angewendet. Der massiven Konsole entsprachen profilierte oder geschweifte Kopfbügel wie am Haus Klosterbergstraße 18. Sie konnten auch in jeden Ständer eingelassen werden, und so entstand eine Reihung dieser konsolartigen Bauteile, gelegentlich auch mit unterschiedlichen Abständen. Geschweifte Winkelhölzer ähnelten der steinernen Gesimskonsole am ehesten, traten aber wegen ihrer geringen Größe selten auf. Beispiele sind jedoch das Hotel Habichtstein in Alexisbad und das Magdeburger Haus Liebknechtstraße 14 (Abb. 136). Es gab allerdings eine Variante, bei der eine ornamentierte Bohle unter einen Stichbalken gestellt wurde, wie in der Basedowstraße 22. Die geschlossene oder auch blockbauartige Konsole war wegen ihrer Größe weitaus häufiger anzutreffen. Bei der ersteren wurde das Dreieck, das die Kopfbügel mit der Wand bildet, mit einer Bohle geschlossen. So ist es an den Magdeburger Häusern Leipziger Straße 15, Leipziger Straße 50a, Porsestraße 17 und Fährstraße 7 geschehen.

Eine dekorativere Ausführung dieser Hauptgesimse war eine aufwendigere Ausführung. Sie besaß zwischen den Bügen noch einen Zahnschnitt, der in der Basedowstraße 22 aus kleineren Winkelhölzern gebildet wurde (Abb. 56). Die zuletzt angeführten Beispiele kommen den bei Lester Walker beschriebenen Bauteilen gestalterisch am nächsten. Walker datiert die Verwendung von geschweiften Bügen unter diesen Gesimsen auf 1870 und 1874. Er weist auf diese Konsolen hin, die auch als „French Curb“ (französische Kandarren) bezeichnet wurden. Auch in Paris gab es ein Fachwerkhaus, bei dem die Kopfbügel in einer so dichten Stel-

lung auftraten, daß dies nur durch eine dekorative Absicht gerechtfertigt werden konnte. Die stilistische Grundlage dieses Stils des vorigen Jahrhunderts waren die Pariser Neubauten zwischen 1860 und 1870. Die Gebäude aus Magdeburg, die solche Gesimse aufweisen, kann man nicht ohne weiteres diesem „Second Empire“ zuordnen, da hierfür wieder einige andere Stilmerkmale fehlen. Trotzdem liegt in Deutschland immer ein renaissancehaftes Bauwerk vor, an dem diese konsolartig unterstützten Gesimse zu finden sind. Daneben gab es auch konstruktive Gründe zur Verwendung dieser Bügel, wie bei den Turmhelmen, beispielsweise am Logierhaus in Alexisbad, wo 1,20 Meter weit überstehende, 11 Meter hohe Turmhelme damit abgefangen werden mußten.

Die Giebelgesimse

Die historischen Giebelgesimse und die des 19. Jahrhunderts

Die Gestaltung der Gesimsausbildung wurde, soweit sie nicht ein Teil eines Schwebedaches mit einem Giebelfachwerk war, zum wesentlichen Gestaltungsmittel des Giebeldreiecks. Entweder gestaltete man die oben liegende Giebelleiste auffällig, ohne daß man ein Flugbrett vorsah oder man gestaltete die Giebelleiste nicht, beziehungsweise profilierte sie wie ein Gesims und brachte darunter ein aufwendig gegliedertes Flugbrett an. Das Flugbrett wird auch als Windbrett bezeichnet. Die Giebelleiste erlebte eine formale Aufwertung, als sie die Grundlage für den Schweifgiebel bildete. Dieser war eine Übertragung der Renaissancegiebel des Massivbaus wie der Voluten- und der geknickte Schweifgiebel in den Holzbau. In der Renaissance und im Barock wurde die Giebelleiste auch zusammen mit einem Flugbrett verwendet (Abb. 57; Nr.1).

- In den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts wandte sich die Aufmerksamkeit den sogenannten Säumen oder Saumornamenten zu, weil die neogotische Baugestaltung nach Möglichkeiten verlangte, Bauornamentik aus dieser Stilepoche am Holzbau unterzubringen. R. Baumeister begründete ihre gestalterische Aufgabe so, nachdem er als Vorbild die Gesimse der historischen Fachwerkbauten Haiberstadts im „gothischen Styl“ anführt: *„Die statische Bedeutung der Bestandteile eines Holzgerippes wird charakterisiert durch Einsäumung ihrer Kanten mit ausgeschnittenen Verzierungen.“*

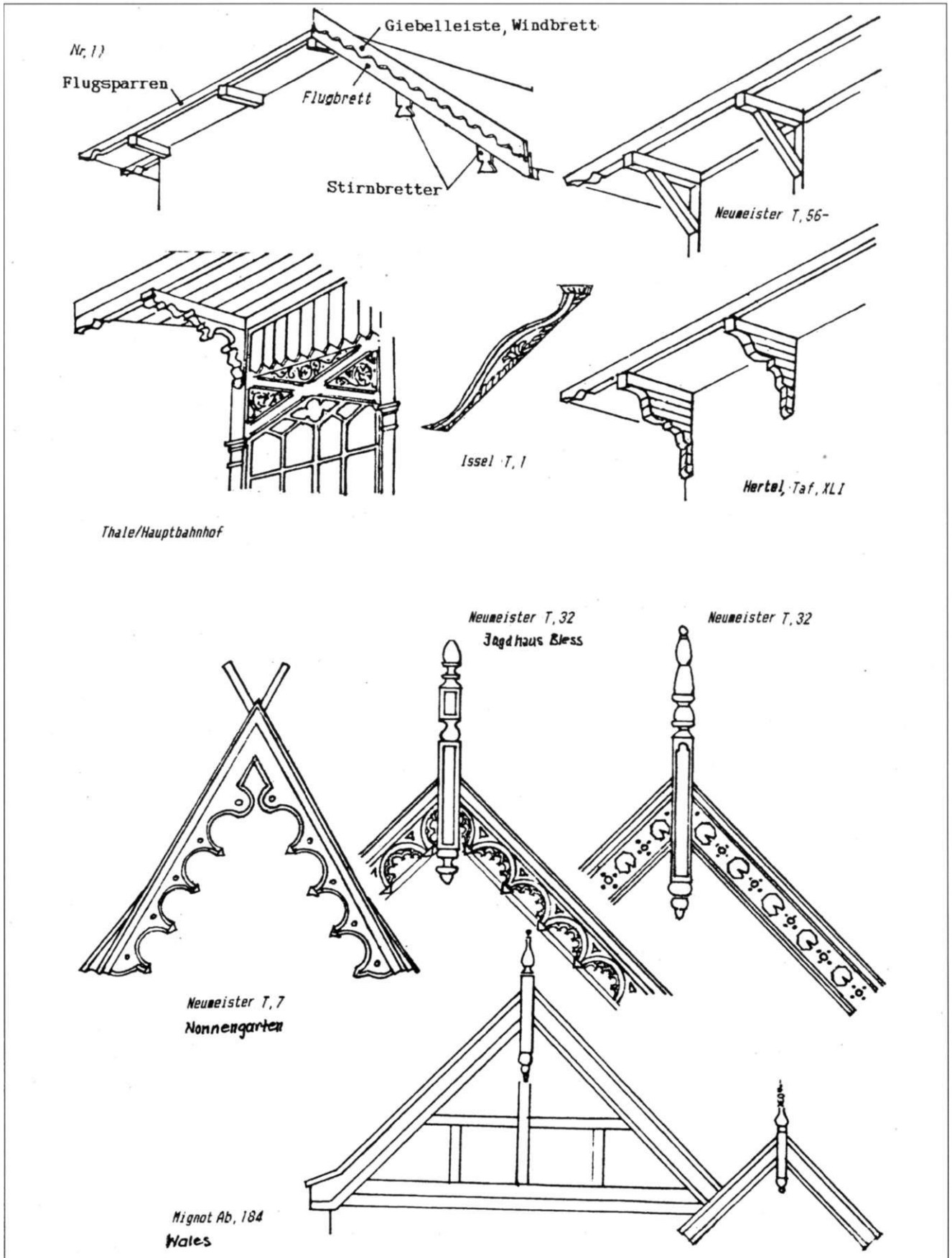


Abb. 57 Die Giebelgesimse

Die Giebelgesimse mit geringem Dachüberstand und Brettornamenten

Die Giebelleisten

- Giebelleisten wurden in den 90er Jahren dorischen Simagesimsen nachempfunden, wie sie die Baufachleute Krauth und Meyer-Sales darstellten. Diese Leiste wurde durch ein Profil geteilt und besaß akroterartige Abschlüsse in Form von ausgesägten, stilisierten Tierköpfen. Dem Firstakroter entsprach die Giebelblume, die sich als eine Übertragung klassischer Formen in eine Dekupierarbeit von Krauth, Meyer-Sales herausstellt. Auch Zwischenakrotere wurden ausgesägt, wie an der Karlsruher Ausstellungshalle, am Garteneingang der Brauerei Hamburg-Bahrenfeld und bei Copperi e Musso. Diese dem Sima ähnliche Gestaltung wurde in den 90er Jahren mit Helmstangen variiert. Eine solche Ausbildung der Giebel ist häufig in den Eingabeplänen der Rayonhäuser zu finden. An den Gebäuden existieren sie aber nicht. Im englischen Fachwerkbau, der auch die Giebelleiste kannte, verband im Firstbereich die Helmstange beide Leisten oder Balken. Krauth, Meyer-Sales entwickelten dieses Motiv weiter, in dem in der Überkreuzung von Giebelbrettern, die in stilisierten Tierköpfen enden, eine Helmstange angebracht war. Dieses Motiv ähnelt gleichzeitig dem Motiv der überkreuzten Pferdeköpfe an niedersächsischen Bauernhäusern, wie wir dazu in Magdeburg auch ein Beispiel am Haus Kleine Straße 10 (jetzt 8) vorfinden (Abb. 157), das jedoch ohne Helmstange ausgeführt wurde. Eine andere Möglichkeit bestand darin, die Giebelleisten mit einem gesonderten Bauteil, beispielsweise einer Dachspitze im Firstbereich abzuschließen, wie das am Musikpavillon in Baden bei Wien ausgeführt wurde. Dort sind zusätzliche Helmstangen mit einer Dekupierarbeit angebracht worden, die eine Lyra darstellt.

Die Flugbretter

Historische Vorbilder lieferten die Fachwerkbauten Flanderns, der Normandie und Englands und der Holzbau Norwegens. Die Gotik hatte für die Ornamentierung dieser breiten Bretter oder Bohlen mehrere Schemata.

Bogenausschnitte am Saum wurden in Frankreich zusammengesetzt zu Kleeblattbögen, wie in Caen, Rue St. Jean. Der norwegische Holzbau übertrug Bogengiebel in Flugbretter. Eine Bogenreihe wurde in den Bohlensaum geschnitten, wie an dem Fachwerkhaus aus Flandern zu sehen ist. Ein gotischer Bogenfries wurde als Flachschnitzerei wie eine Steinmetzarbeit mit Durchbrüchen in England in eine Bohle übertragen.

Im 19. Jahrhundert wurden diese gotischen Formen verwendet und um eigene Entwürfe erweitert.

- Für den sogenannten Tudorstil, der der Gotik zugeordnet wird, konnte entweder ein gerades Brett mit einer Helmstange ausreichen oder aber das Flugbrett mit flachgeschnitztem gotischem Bogenfries in Anwendung kommen, wie wir es am Jagdhaus Bless bei A. Neumeister (Abb. 57; Jagdhaus Bless) als aufgedoppelte Dekupierarbeit vorfinden, sowohl mit gotischen als auch mit freien Formen ausgeführt, wobei die große Breite dieser Bauelemente zu beachten ist.

Aber auch für andere Stilrichtungen des Fachwerkbau wurde das Flugbrett eingesetzt. Die stilistische Zugehörigkeit ist in der verwendeten Ornamentierung angedeutet, das Brett selbst ist in dem behandelten Zeitabschnitt, obwohl in der Gotik und Renaissance ornamental behandelt, ein stilistisch neutrales Element, wenn die Ornamentierung fehlte oder es nicht mit Helmstangen oder Hängesäulen komplettiert wurde (Abb. 57; Mignot Wales).

- Für Häuser im Schweizer Stil, alpenländischen Stil und ähnlichen folkloristischen Genres wurden häufig gerade Bretter oder Bretter mit kleinteiligen Wellensäumen und Löchern, oder Friese aus lilienartigen Formen verwendet. In Österreich wurden ländliche Wohnhäuser mit Windbrettern aufgefunden, die Säume aus trapezförmigen Abschnitten mit kreisrunden Löchern besaßen oder mit Spitzen, die sich aus mehreren Kreisbogenausschnitten zusammensetzten, wie das Beispiel aus Hüttenberg/Kärnten, Bahnhofstraße 23, zeigt, das im Jahr 1890 von einem Italiener erbaut wurde. Auch in Magdeburg finden wir am Schweizer Haus Carl-Miller-Straße 1 (Abb. 112) die einzigen noch erhaltenen Flugbretter an Rayonhäusern. Ein ähnliches, aber einfacheres über Giebel und Traufe hinweglaufendes Brett finden wir am Parkcafé in Baden bei Wien, so daß sich eine Trennung der Begriffe in Trauf- und Flugbrett bei solchen Gestaltungen nicht mehr lohnt und der Sammelbegriff „Säume“ den R. Baumeister einführt, hierdurch bestätigt wurde. Bei Copperi und Musso sind diese Holzornamente auch als Füllungen des Giebelfachwerks dargestellt, die sich im Gegensatz zu denen in Nordeuropa über das Holzgefach hinaus in Form von Bogen und Kantensäumen fortsetzen. Damit wurde die Flächigkeit in der fast textil wirkenden Ornamentik betont, die auch nicht im Widerspruch zu der flächigen Auffassung vom Dach im Fachwerkbau Mitte des 19. Jahrhunderts stand. In Deutschland hatte diese Auffassung so fußgefaßt, daß man ihrer um 1900 schon wieder überdrüssig war, wie es Hans Issel ausdrückte: *„Diese Nipp-Holzarchitekturen gehören heute zu einem überwundenen Standpunkte.“*

Die Pfettengesimse mit Flugsparren (Abb 57)

Sie kommen aus dem Blockbau des Alpenlandes, wobei der Flugsparren nicht unbedingt eine ornamentierte Giebelleiste erhalten mußte (Abb. 57; Hertel).



Abb. 58 Sudenburg, Leipziger Str. 49, Giebel

Im Fachwerkbau wurde kaum die Pfette in Verdoppelung verwendet, wie es an Beispielen aus Österreich um die Jahrhundertwende zu erkennen ist. Nur am Seitenrisalit des Bahnhofs in Thale am Harz tritt noch eine Variante auf, die dem obigen Beispiel nahe kommt, weil die profilierte Unterseite der Pfette auf ein profiliertes Winkelholz aufgelegt wurde (Abb. 57; Thale). Meist unterstützte man die Pfetten, die den Flugsparren trugen, mit Kopfbügen (Abb. 57; Neumeister). Am Giebel der Rennbahntribüne in München-Riem werden profilierte Bügen wie am Traufgesims verwendet. Daß wir die Kopfbüge als Attribut des alpenländischen Hauses deuten dürfen, legt die Gestaltung des Hauses, München, Am Stadtpark 20 nahe. Hier ist der Zwerchgiebel, wie der des Schweizer Chalets, mit zwei aus Blockhölzern ausgesägten Konsolen für die Pfetten des Giebels gestaltet, ähnlich wie die der profilierten Konsolen am Giebel des Hauses Leipziger Straße 50.

Die im nordamerikanischen Holzbau übliche Giebelausbildung mit Konsolen ging nach Andrew Jackson Downing auf Vorbilder aus dem Steinbau zurück, die man seiner Meinung auch aus Holz aussägen oder in Stuck nachbilden konnte. Die Anbringung dieser Konsolen wurde als Stilbegriff gewertet und als „Bracketed Mode“ oder „bracketed“ zu „Italian Style“ oder „Cottage Villa“ hinzugesetzt. In Magdeburg haben wir ein abgewandeltes Beispiel mit Schweizer Fenstergestaltungen.

Hier, Leipziger Straße 49, sind die Konsolen unter den Pfetten sehr feingliederige dekupierte Voluten (Abb. 58).

Das Pfettengesims mit Stirnbrettern (Abb. 57)

An die Sparren wurden Stirnbretter über die Pfettenköpfe genagelt (Abb. 57; Nr. 1). Außerdem erhielten die Flugsparren ein Flugbrett, was in der überlieferten Ausführung nicht üblich war. Diese Kombination entsprach den Wohnhäusern des Alpenraums, wie man sie im vorigen Jahrhundert vorzugsweise entwarf. Das Stirnbrett wurde im vorigen Jahrhundert aus dem Schutzbrett für Pfettenköpfe im Giebelbereich zu einem aufwendigen Schmuckelement weiterentwickelt. Es wurde in reiner Dekupierarbeit verziert. Pfettengesimse mit Stirnbrettern waren an den Magdeburger Rayonhäusern nicht zu finden.

DIE VORBAUTEN (ABB. 59)

Sie spielten ab Mitte des 19. Jahrhunderts eine wichtige Rolle bei der Gestaltung der Fachwerkbaukörper und waren ein Mittel, die Formen der Baukörperkomposition zu erweitern. Nach der Giebelgestaltung waren sie in ihren unterschiedlichsten Spielarten ein Mittel, dem Bauwerk malerische Züge zu verleihen, auf die es dem Architekten und Bauherrn so wesentlich ankam. Die Vorbauten waren als Holzkonstruktionen keineswegs auf den Fachwerkbau beschränkt, sondern wurden wegen ihrer Skeletthaftigkeit gern als Kontrast zu den tektonischen Formen des Mauerwerksbaus gesetzt.

DER BALKON

Der Balkon läuft der eigentlichen Fachwerkkonstruktion zuwider, wenn nicht bauliche Maßnahmen ergriffen werden zur Vermeidung von Spritzwasserzonen, die er an der Fachwerkwand erzeugt, bzw. wenn seine konstruktiven Hölzer nicht weitgehend vor Feuchtigkeit geschützt werden. Sondern also begehbare Flächen am historischen Fachwerkgebäude nur da anzutreffen, wo weite Dachüberstände vorhanden sind oder Loggien hinter der Hauswand liegen. Dies war im Fachwerkbau und Holzbau allgemein landschaftlich eingegrenzt.

Die Häuser im Alpenraum mit ihren Laubengängen unter weit an Giebel oder Traufe überstehenden Dächern, brachten den Laubengang sowohl am Blockbau als auch am Fachwerk hervor. Im Elsaß, in und um Straßburg, gibt es die sogenannten Balkonaden an den Fachwerkhäusern. Eine ähnliche Form, die hinter der Fassade liegende Loggia, war vereinzelt vertreten, wie am Pfisterhaus von 1537 in Colmar zu sehen ist.

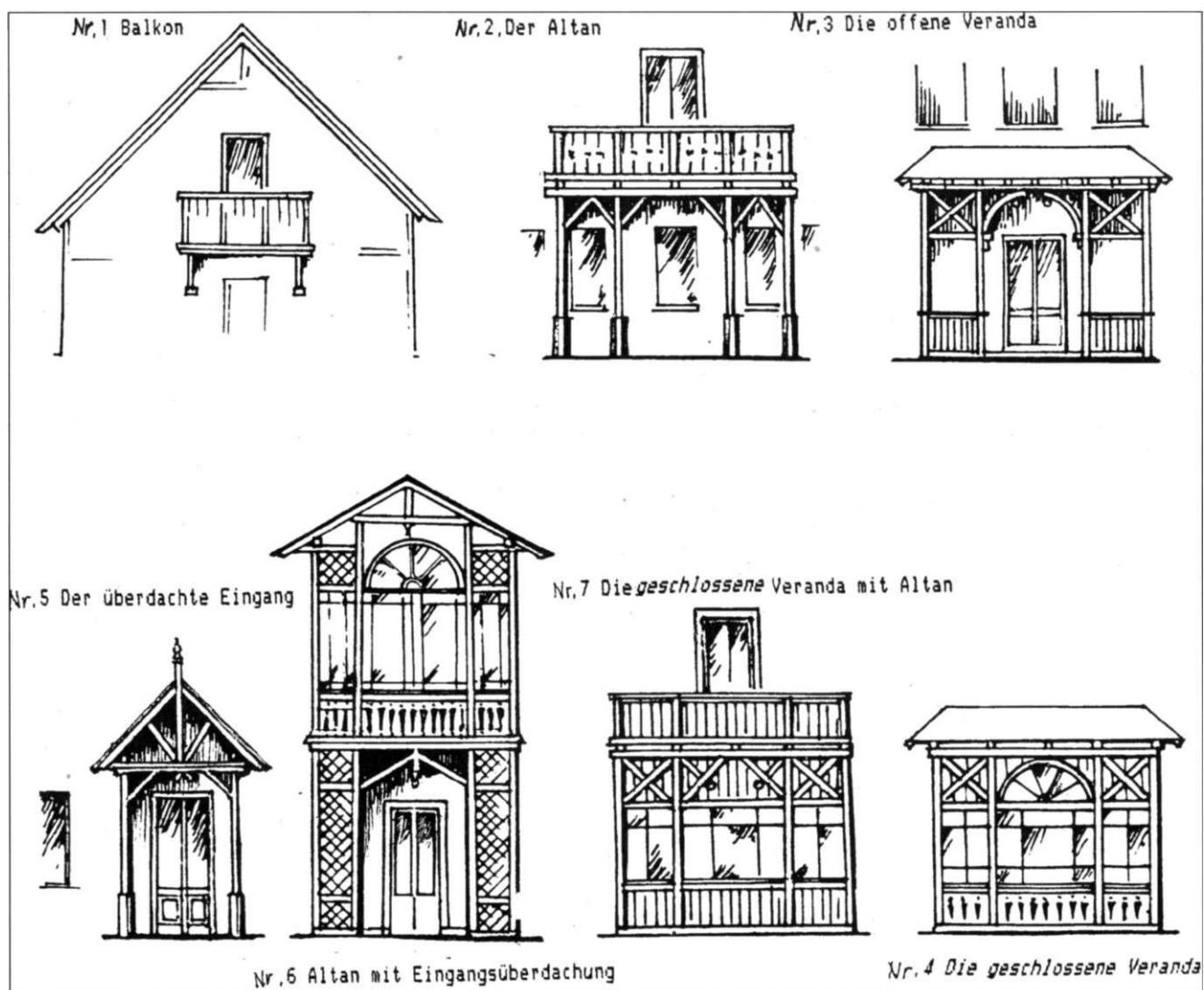


Abb. 59 Die Vorbauten

- Konstruktive Hinweise zu seiner Ausführung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden sich bei Krauth, Meyer-Sales zur Dichtung der begehbaren Fläche. Sie schlagen „einen Holz- oder Asphaltboden, welcher etwas Gefälle erhält“ vor. Hans Issel verweist auf eine Eisenplatte zur Abdeckung der Balkone und legt drei detaillierte Schnitte vor:

1. Die begehbare Fläche des Balkons besteht aus einem offenen Bohlenrost auf Stichbalken, der auf zwei Unterzüge aufgelagert ist, die von einer hölzernen Konsole getragen werden. Das Wasser kann frei nach unten abtropfen.

2. Die oberste begehbare Schicht ist belegt mit Dachpappe auf einer gespundeten Dielung mit einem Gefälle von 1:20. Darunter befindet sich eine Lehmschicht, die auf einer Einschubdecke liegt.

3. Die ausgereifere Lösung besteht darin, daß der begehbare Bohlenrost einige Zentimeter über einer Zinkblechabdeckung liegt, die auf einer gespundeten Verbreterung verlegt wurde. Sie leitet unterhalb der Brüstung das Wasser in eine, auf einer Konsole aufgestellte Dachrinne. Damit war der Schutz der Dichtung gegeben, die Reparatur verfallener Roste, wie sie bei einer durchstoßenen Dichtung erforderlich sein konnte, war relativ unproblematisch und das Austrocknen durchfeuchteter Hölzer weitestgehend gegeben. Der konstruktive Unterbau des Balkons konnte im einfachsten Falle aus herausgestreckten Deckenbalken bestehen, die man mit Kopfbügen unterstützte. Man konnte aber auch einen Rahmen aus Balken auf separate Konsolen auflegen, deren Pfetten und Pfosten man mit der Wand verbolzte.

- Im Fachwerkbau des 19. Jahrhunderts ist der Einzelbalkon selten zu sehen. Man schätzte nicht nur den bauplastischen Wert, sondern auch den ornamen-

talen durch die Dekupierarbeiten, die er aufnehmen konnte. Im Fachwerkbau wurde er meist in einem gestalterischen Zusammenhang mit anderen Baugliedern gestellt. Das Giebeldreieck mit Laubengang stand schon im Klassizismus als Synonym für schweizerische Bauten. Andrew Jackson Downing lieferte 1850 zwei Beispiele für das „swiss cottage“ in dieser Art. Die Verkürzung des Laubenganges zum Balkon am Haus in Magdeburg Carl-Miller-Straße 1 steht der beabsichtigten stilistischen Aussage nicht im Wege, weil die begleitenden Gestaltungen, wie die verschalteten Giebel und die Gesimse weiter dafür sprechen (Abb. 112). Der Balkon trat auch in gotisch oder renaissancehaft gemeinten Entwürfen vorwiegend als Kontrapunkt zu einem Schwebegiebel und Giebelfachwerk auf. Bestimmten Baustilen kann man den Balkon nicht zuordnen. In der Regel wurde seine Form entsprechend der stilistischen Aussage des Gebäudes entwickelt. Der Balkon, gotisch gestalteter Gebäude, wurde Mitte des Jahrhunderts bei Entwürfen, die durch die englische Gotik oder die Vorlagen Downings beeinflusst waren, mit Brüstungen ausgestattet, die mit ihren Rippen gotische Maßwerke imitierten. Ende des Jahrhunderts, als man großzügiger mit den Stilformen umging, wurde beispielsweise ein Balkon mit zahlreichen geraden Kopfbügen und Brüstungen aus kantigen Balustern ausgestattet, um vertikale Elemente der Horizontalen des Balkons entgegenzusetzen. Renaissancehaft gestaltete Gebäude erhielten Balkone mit geschwungenen Kopfbügen und Brüstungen mit Brettfüllungen wie in Koblenz.

Eine besondere Form erhielt der Balkon am Rayonhaus Mainzer Straße 128/130 (Abb. 145), der Teil eines Risalits war. Sein vorspringendes Mittelteil liegt auf sechs fächerförmig angeordneten Bohlenkonsolen, einer auffälligen Lösung der Anbringung. Die dekorative Aufgabe, die dem Balkon zugeordnet war, stand im Vordergrund. Man nahm seinen mangelnden Gebrauchswert, zum Beispiel eine unzureichende Kopfhöhe, in Kauf. Am Haus Porsestraße 13 (14) stellte man ein Holzgitter mit gedrehten Balustern und Eckpfeilern so vor das Giebelfenster, daß man hier ein Art Französisches Fenster im Fachwerkbau erhielt (Abb. 93).

DIE ALTANE, VERANDEN UND ÜBERDACHTEN PORTALE (ABB. 59)

Ausgangspunkt für diese Bauglieder im Fachwerkbau war unter anderem das klassizistische Portal mit begehbaren Fläche für das Obergeschoß, wie am Haus Ackerstraße 7. Doch auch das Englische Landhaus, aus der Mitte des Jahrhunderts kannte den gotischen Altan mit einer Brüstung, die durch Holzrippen gotische Maßwerkmotive aufnahm. Mit entsprechend ausgesägten Kopfbändern erhielten die Stützen darunter gotische Bögen.

Der Altan an sich war weiter nichts als ein begehbare Flachdach mit Brüstung. Der Aufbau seiner begehbaren Fläche ist ähnlich wie bei den Baikonen. In Verbindung mit Erkern weist Hans Issel auf die Probleme der Wärmedämmung hin, ähnlich denen der Erkerfußböden. Eine Brüstung aus balusterähnlichen Elementen als Abschluß eines Erkers, wirkte dagegen schon wie eine Attika und wurde vorwiegend im Sinne einer renaissancehaften Gestaltung verwendet. Ausgeführte Beispiele, wie sie A. W. Hertel publizierte, konnten in Deutschland bisher nicht nachgewiesen werden.

Auch wenn ab Mitte des 19. Jahrhunderts keine Säulenimitationen im Fachwerkbau mehr vorgenommen wurden, so riefen die Pfostenkoppelung und die Gestaltung ihres Kopfbereichs, zusammen mit einer Verandabrüstung Assoziationen zu klassischen Architekturen hervor. Als ausgeführtes Beispiel eines solchen Altanes kann der des Rayonhauses Porsestraße 15 gelten. Dies ist eine mit einem Altan überdachte Veranda. Die mehrgeschossigen Veranden mit eigenem Dach, wie sie von Krauth, Meyer-Sales erwähnt werden, lassen sich auch noch mit größeren Stockwerkzahlen vorfinden.

Die mit Altanen überdachten Eingänge, die damit zu Portalen wurden, wenn man klassische Vorbilder für den Fachwerkbau bemühen will, hatten im Stützenbereich keine Brüstungen. Das konstruktive System bestand darin, daß die Pfosten im größeren Abstand aufgestellt wurden als die der Fachwerkwand, um Platz für Durchgang und Ausblick zu bekommen. Die Schwelle dafür wurde auf einen gemauerten Sockel verlegt. Das Rähm, welches die Deckenbalken für den Dielenboden zu tragen hatte, wurde durch Kopfbänder mit den Pfosten verbunden. Um die Transparenz dieses Skeletts zu erhöhen, ließ man auch Kopfbänder weg. Man verband über einen Riegel in Höhe der Ansätze der Kopfbänder ausgesteifte Pfosten mit unausgesteiften.

Aus gestalterischen Gründen konnten die Kopfbänder geschweift oder wie Kreissegmente ausgeschnitten sein. Die Deckenbalken wurden auf einem Streichbalken an der Außenwand aufgelegt. Dieser konnte auf Wandkonsolen liegen oder auf Pfosten, die vor der Wand aufgestellt waren. Ebenso konnte auf die ausgesteifte Konstruktion, wie im Stockwerkbau, die herausgestreckte Deckenbalkenlage mit der Dielung aufgebracht werden. Auf diese stellte man wieder eine Brüstung aus Schwelle, Pfosten und Brüstungsriegel. Die Brüstung wurde mit der Gebäudewand verbunden. Ein einfaches Beispiel mit je zwei Kopfbändern für die Pfosten ist am Magdeburger Haus Spielgarten-Privatweg 22 zu finden. Nur ganz wenige Altane waren für die Überdachung von Eingängen aufzufinden. Krauth, Meyer-Sales wiesen darauf hin: „Erfolgt ein vollständiger Abschluß durch Verglasung, so geht die Veranda schon

in einen Erker über, obgleich man auch von verglasten Veranden redet, wenn das übrige Aussehen danach ist." Nachfolgend sind diese drei Bauglieder nochmals in ihrem Zusammenhang beschrieben.

DIE GESCHLOSSENE VERANDA (ABB. 59)

Sie wurde eingeschossig mit einem Altan dem Baukörper verbunden. Sie wurde nicht zum Risalit und wenn aus bautechnischen Gründen der Altan gegen eine Verdachung ausgewechselt wurde, wirkte sie wie ein Fremdkörper am Gebäude. Als Beispiele können in Magdeburg die Häuser Steinigstraße 12a, Leipziger Straße 17, Weberstraße 22 und Mühlberg 1 angeführt werden (Abb. 155, 95a, 126, 174). Dagegen wurden mehrstöckige Veranden mit eigenem Dach als Risalit dem Fachwerkbau zugeordnet. Hier bietet sich das Haus Steinigstraße 1a Rückseite an und eine etwas abgewandelte Form am Haus Steinigstraße 7 (Abb. 91), das einen überdachten Altan im zweiten Obergeschoß als Abschluß besitzt. Letzteres betont das renaissancehaft Mediterrane durch Stützenkopplung, stark profilierte Simagesimse ohne Balkenköpfe, gerahmte Brettfüllungen und extrem flache Satteldächer.

DER ALTAN MIT EINGANGSÜBERDACHUNG (ABB. 59)

Werden diese Altan-Veranda-Kombinationen überdacht, indem man auf die verlängerten Pfosten der Altanbrüstung einen kleinen Dachstuhl aufsetzt, so nennt sie Krauth, Meyer-Sales „mehrstöckige Veranden". So etwas finden wir am Hauseingang in Magdeburg, Liebknechtstraße 26 (Abb. 103). Da es aber auch die Kombination des Erkers mit Altan und überdachtem Balkon gab, sollte man hier besser von mehrstöckigen Baikonen sprechen. Er trat in Risalitform am Haus Porsestraße 16 mit flachem Satteldach auf, das unter der Traufe des Hauptgebäudes lag.

Der Altan war im Obergeschoß ringsherum verglast und unter dem Giebel mit einem Rundbogenfenster versehen. Aber im Erdgeschoß war er unverglast, statt dessen seitlich diagonal vergittert, wie im Klassizismus üblich. Diese Form konnte auch in den Risalit überführt werden, wenn die Bedachung an das Hauptdach angeschlossen wurde, wie am Schulhaus in Stiege.

DER ERKER MIT EIGENEM DACH (ABB. 59)

Er hatte eine Bedachung in Firsthöhe und stellte auch einen Risalit dar, der im Erdgeschoß auf mindestens zwei Pfosten aufgelagert war, die zusätzlich mit Kopfbändern, Querriegeln oder Bögen verbunden waren und damit ein windfangartiges Bauglied bildeten. Eine stilistische Aussage kann man dieser Form nicht zuord-

nen, wie sie hier, an diesem schlichten Haus Kleine Straße 4, zu finden ist. Das Beispiel hat einen historischen Vorläufer, als Anbau aus dem Klassizismus am Klopstockhaus in Quedlinburg. Diese Risalitgestaltung trifft man auch mit mehrgeschossigen Baikonen an, die unter einem flachen Satteldach, zur Überdachung eines Eingangs gebaut sind, wie am Haus Possenhofener Straße 6 in Starnberg. Diese findet man vorzugsweise an Massivbauten. Sie können dem alpenländischen Haus in der Gestaltung zugeordnet werden, weil auch dieses mehrgeschossige Laubengänge am Giebel besaß. Wenn die Eingangsüberdachung wegfällt und der Erker mit dem Zwerchgiebel über die Traufe hinausreicht, wird aus dieser Erkerform ein Risalit.

- Der Erker im Fachwerkbau des 19. Jahrhunderts, wie beispielhaft am Haus Klosterbergstraße 18 zu erkennen, wurde nach den oben angeführten Konstruktionsweisen weiter errichtet. Aber die zugrundeliegenden historischen Formen wurden erst zum Ende des Jahrhunderts wieder beliebt. Ansonsten entwickelte man schon Mitte des Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Neogotik neue Formen des Erkers, beispielsweise den dreieckigen Erker. Dieser wird von Georg Ungewitter als offener Eckerker vorgestellt. Bis zur Jahrhundertwende bleibt er eine beliebte Form, wie an Gumperts Badeanstalt in Meiningen oder am Rayonhaus in Magdeburg, Liebknechtstraße 14. Die Balkenlage besteht aus einem diagonalen Stichbalken, der über einen Wechsel mit den Deckenbalken verbunden ist, auf den seine beiden Schwellhölzer aufgelagert werden. Später, in den 90er Jahren wurde diese Erkerform auch am Giebel verwendet, wobei aber nur ein weit herausgestreckter Deckenbalken erforderlich war. Es gab aber weitere polygonale Formen. Bei eingeschossigen Erkern verweist Hans Issel noch auf die Probleme der Wärmedämmung von Fußboden und Decke, die man durch einen „rauen Fußboden" unter der Dielung und den Einbau von „Gipsdielen" verringern konnte. Die Erker wurden häufig mehrgeschossig ausgeführt. Die größeren Geschoßhöhen und häufige Dreigeschossigkeit führten zu einer veränderten Abstützung der Erkerkonstruktionen. Man streckte bei rechteckigen Erkern weiterhin die Deckenbalken für den Erkerunterbau vor, benutzte diese Balken aber nicht für eine Konsolausbildung. Man stellte einen Pfosten mit Kopfbügel und Riegel darunter und verbolzte diese Konstruktion mit den Pfosten der Fachwerkwand, wie in Magdeburg an den Rayonhäusern Klosterbergstraße 18 und Basedowstraße 22 (Abb. 149, 153). Die andere Veränderung war die Kombination des Erkers mit dem sogenannten Altan. Dieser ersetzte das Dach auf dem Erker. Nur wenige ausgeführte Beispiele ließen sich an den sogenannten Mietskasernen dieser Zeit finden: Klosterbergstraße 18 und Steinigstraße 7. Aber auch der Begriff Erker wandelte sich. Die Ausluchte des historischen Wohnhauses lebten als Erker im Mietshausbau des 19. Jahrhunderts weiter. Dem

Bauherren, der möglichst viele gleichwertige Wohnungen vermieten wollte, lag daran, jedem Mieter eine Wohnung mit dem damals beliebten Erkerzimmer anzubieten. So wurde aus dem vielgeschossigen Baukörper, der Auslucht, im alltäglichen Sprachgebrauch der Erker. Hans Issel nennt eine Auslucht an der Gebäudeecke einen Ekkerker. Man sollte diese Begriffsänderung für die Wohnhäuser, die zwischen 1850 und 1910 gebaut wurden, akzeptieren. Diese Erker, die in ihrer Größe eigentlich schon wie Seitenflügel oder Risalite wirkten, wenn sie bis ins Erdgeschoß reichten, bildeten ein Bauelement, dem die besondere Aufmerksamkeit des Architekten gewidmet wurde. So wird dieser Erker mehrmals gegliedert, indem auf den Erker ein überdachter Altan gesetzt wurde, dem ein Balkon einschließlich Überdachung folgte, wie an den beiden Beispielen aus Koblenz zu sehen ist.

DIE LAUBEN UND LAUBENGÄNGE (ABB. 59)

Der Laubengang tritt im traditionellen Holzbau, am bayerischen Bundwerkbau, im Blockbau der Schweiz und als Balkonade im Elsaß auf.

Gestalterisch übernimmt er zwei Aufgaben. In der Region der Alpen charakterisiert er das bodenständige Haus, also auch das Schweizer Haus. In seiner einfachsten Form ist er am Giebel angebracht und seine Brüstung läuft von Giebelschulter zu Giebelschulter. Dabei wird er vom Schwebedach geschützt. Wenn der Laubengang wie das Schwebedach auf profilierte Konsolen aus Balken aufgelagert ist, so ist das für das vorige Jahrhundert der eindeutige Hinweis auf ein Schweizer Haus. Das Motiv kann aber auch dahingehend verändert werden, daß der Laubengang zum Balkon wird, der nicht die Giebelschultern erreicht und auf Kopfbüngen ruht. Auch mehrgeschossige Laubengänge kon-

ten mit U- oder L-förmigem Grundriß vom Giebel zu den Traufseiten geführt werden. Während die originalen Schweizer Häuser die mehrgeschossigen Laubengänge auf Kopfbüngen absetzten, stellte das vorige Jahrhundert dafür Pfosten als Einzelunterstützung auf.

Die Verwendung der mehrgeschossigen Balkonade aus dem Elsaß, die unterhalb der Giebelschulter mit einem Pultdach endete, wurde nicht zum Motiv des Fachwerkbau im vorigen Jahrhundert.

Dafür erfreuten sich die Laubengänge gewisser Beliebtheit, die einen italienisierenden Charakter besaßen. Sogar Loggia und Laubengang wurden einander angenähert. Über Koppelstützen wurde der Unterbau für den Laubengang und die Tragekonstruktion für das zwei Geschosse darüber befindliche Schwebedach geschaffen.

Die Laubengänge konnten in Außnahmefällen auch zur Gestaltung ganzer Fassaden herangezogen werden. Das Logier- und das Kurhaus in Alexisbad/Harz (Abb. 100, 143) wurden durch das Vorsetzen von zweigeschossigen Laubengängen, die an den Gebäudeecken in neu errichteten Türmen endeten, umgestaltet. Neben den segmentbogigen Kopfbändern am Kurhaus wurden am Logierhaus nur im Obergeschoß segmentbogenförmige Kopfbänder, im Erdgeschoß aber auch gerade Kopfbänder mit Verstrebrungen verwendet. Ohne die Türme würde man einen Anklang an die Basilika von Palladio in Vicenza vermuten können. Trotzdem kann man den renaissancehaften Charakter der beiden Harzer Gebäude nicht übersehen, der durch die reich gegliederten Türme und das Loggiomotiv am Logierhaus mit Koppelstützen hervorgehoben wird. Diese Loggia ähnelt der, die in kleineren Ausmaßen in Magdeburg, am Haus Leipziger Straße 14, wiederzufinden ist.

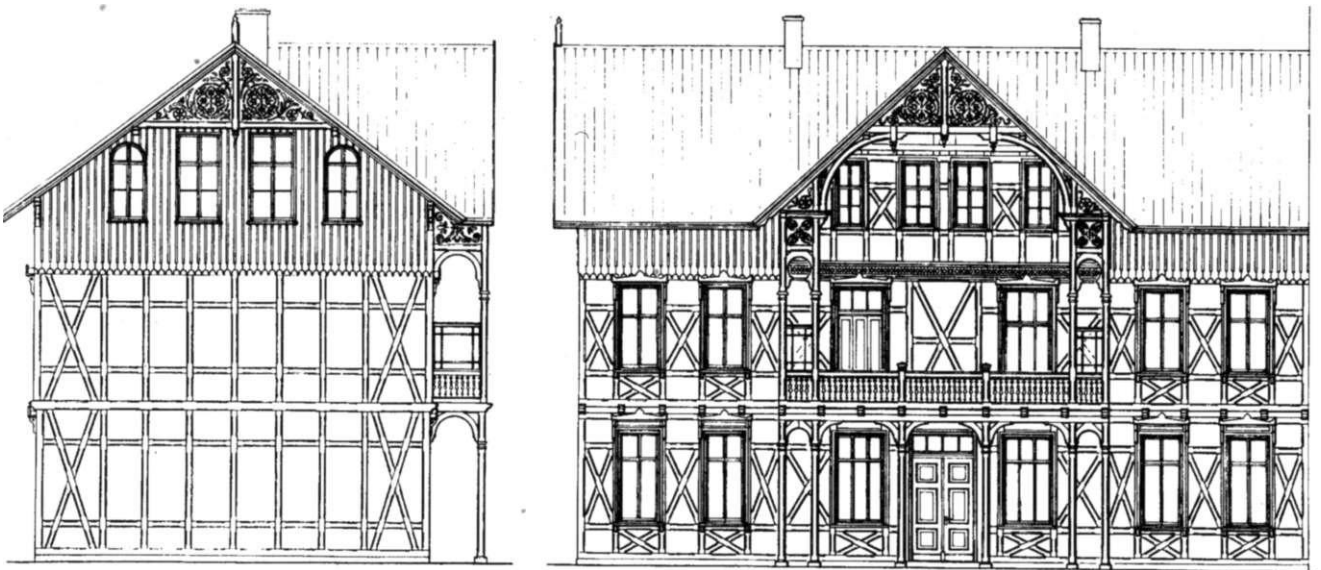


Abb. 60 Sudenburg, Leipziger Str. 14, Giebel- und Straßenansicht

DIE RISALITGESTALTUNGEN

Der historische Fachwerkbau entwickelte durch seine mehrgeschossigen Erker und Turmerker am Gebäude Risalite. Man kann Erker-, Mittel- und Seitenrisalite unterscheiden. Die historische Risalitbildung, die auf einem Vorsprung im Grundriß basierte, war nur auf die sogenannte Auslucht beschränkt und besonders gut im niedersächsischen Fachwerk ausgeprägt. Es gibt auch vereinzelt an Schloßbauten und herrschaftlichen Häusern einen Risalit, der schon im Erdgeschoßgrundriß festgelegt ist.

Mitte des 19. Jahrhunderts werden der Mittelrisalit oder die symmetrischen Seitenrisalite ganz gebräuchliche Bauteile des Fachwerkhäuses. Der Begriff Risalit wird in dieser Abhandlung weiter gefaßt, weil am Ausgang des 19. Jahrhunderts an der Fassade in vertikalen Achsen Bauglieder angeordnet wurden, die in ihrem Volumen ebenfalls Risaliten entsprachen. Diese einzelnen Vorbauten nur unter der Kategorie des Baugliedes zu betrachten, würde bedeuten, die Gestaltungsabsicht der Architekten des vorigen Jahrhunderts zu übersehen. Hauptvoraussetzung ist, daß das so bezeichnete Bauglied deutlich über die Traufe hinausreichte und keinen Turmhelm besitzt. Drei Risalitformen können unterschieden werden.

DER OFFENE RISALIT (ABB. 61)

Die skeletthafte Bauplastik war ein Teil des Erscheinungsbildes des neuen Fachwerks in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wie es 1845 an dem Entwurf eines Dorfschulhauses von Persius schon abzulesen ist. Die Laube und der Glockengiebel als Schwebedach des Gebäudes unterstreichen die veränderte Gestaltung. Georg Ungewitter führte diese Tendenz weiter in seinen neogotischen Entwürfen, die Laubengänge und Galerien besitzen. Schon der Klassizismus lieferte viel früher Vorbilder für Loggien in einem Portal mit Giebel, ausgebildet als Säulenportikus mit Tympanon. Allerdings ist bei dem 1792 errichteten Gebäude aus Boscobel (Westchester/USA) der Portikus mit Loggia in die Traufseite des Gebäudes verlegt.

Das Beispiel aus Magdeburg trägt den Zug eines italienischen Landhauses an sich. Dieses Haus, Leipziger Straße 14, hat traufseitig einen Mittelrisalit mit firsthohem Querdach, der die halbe Fassade einnimmt. Der Altan ruht auf sechs Pfosten, die außen gekoppelt sind und in der Mitte drei größere Felder bilden, die den Hauseingang darstellen. Sie sind durch Kopfbänder in Bogenform mit dem Rähm verbunden, so daß sich eine Art Arkade mit Bögen ergibt. Über den Altan hinaus setzen sich die zwei gekoppelten Außenpfosten weiter fort. Mit Holzbögen verbunden geben sie den Unterbau für den Schwebegiebel ab, der einen über zwei Geschosse führenden

Raum über dem Altan bedacht. Hier haben wir eine Kollossalordnung im Fachwerkbau vor uns. Der Giebel wird in der Spitze von einer transparenten Dekupierarbeit geschlossen, die auf zwei Bogensegmenten links und rechts ruht, die auf die gekoppelten Pfosten aufgelegt sind. Dieser ganze Risalit ist ein Balkenskelett in Form einer Dachloggia. Diese Anordnung läßt sich auch im Massivbau finden, beispielsweise an dem Mietshaus Otto-von-Guericke-Straße 54 im Neorenaissancestil.

Die Loggia, in das Gebäude hineinverlegt, tritt zum Ende des Jahrhunderts (1885) unter einem Zwerchgiebel im Obergeschoß an einem Gebäude im Harz auf, der Villa Louise in Alexisbad. Hier haben wir, im Gegensatz zu Magdeburg, bis auf den Windfang im Erdgeschoß, einen gering gegliederten Baukörper mit Zwerchhaus vor uns. Man kann daher davon ausgehen, daß dieses Motiv bis Ende des 19. Jahrhunderts verwendet wurde und nur die Art seiner Ausformung einen stilistischen Bezug erkennen ließ.

DER MEHRGESCHOSSIGE ERKER (ABB. 61)

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hatte sich in den Großstädten die Mietskaserne, im österreichischen Sprachgebrauch die Zinskaserne, herausgebildet. Ein Wohnhaus mit eigenem Gesicht, das im wesentlichen von seinen „Erkern“ bestimmt wurde. Im Fachwerkbau besaß dieses Wohngebäude ebenfalls ein Seiten- und manchmal ein Hinterhaus.

In dieser Zeit um 1870, in der auch der Neobarock entsteht, entwickeln die Bauherren ein extensives Schmuckbedürfnis für ihre Bauten.

Der erste Schritt zur plastischeren Gliederung des Hauses war die Anlage von zwei Erkern in Form von Risaliten, die trapezförmig waren (3/6 Grundriß). In der Senkrechten sind sie oft so gegliedert, daß jedes Geschoß eine andere Fensterform oder eine anders ornamentierte Brüstung erhielt. Sogar der Eckerker über nur zwei Geschosse ist so gestaltet worden. Am Haus Leipziger Straße 50a führte der Architekt die auffällig von einander abweichend gestalteten Fensterreihen des Erdgeschosses und des ersten Obergeschosses horizontal über beide Seitenrisalite hinweg und band sie so in die Fassade ein. Es gab bei flachen Risaliten die einfache Lösung, daß man die Fenster und Fensterpfeiler der Fassade ohne Einschränkung auch für die Risalite verwendete und diese bei steilen Satteldächern mit einem solchen Giebel versah, dessen Giebelgesims nahtlos ins Traufgesims überging. Risalite konnten auch bis in die Höhe des Hauptgesimses geführt werden, das mit dem Dach zusammen dieses Bauglied abschloß, wie man das am Haus Liebknechtstraße 14 sieht und wie es ähnlich am Eckerker vom Haus Porsestraße 17 gestaltet wurde.

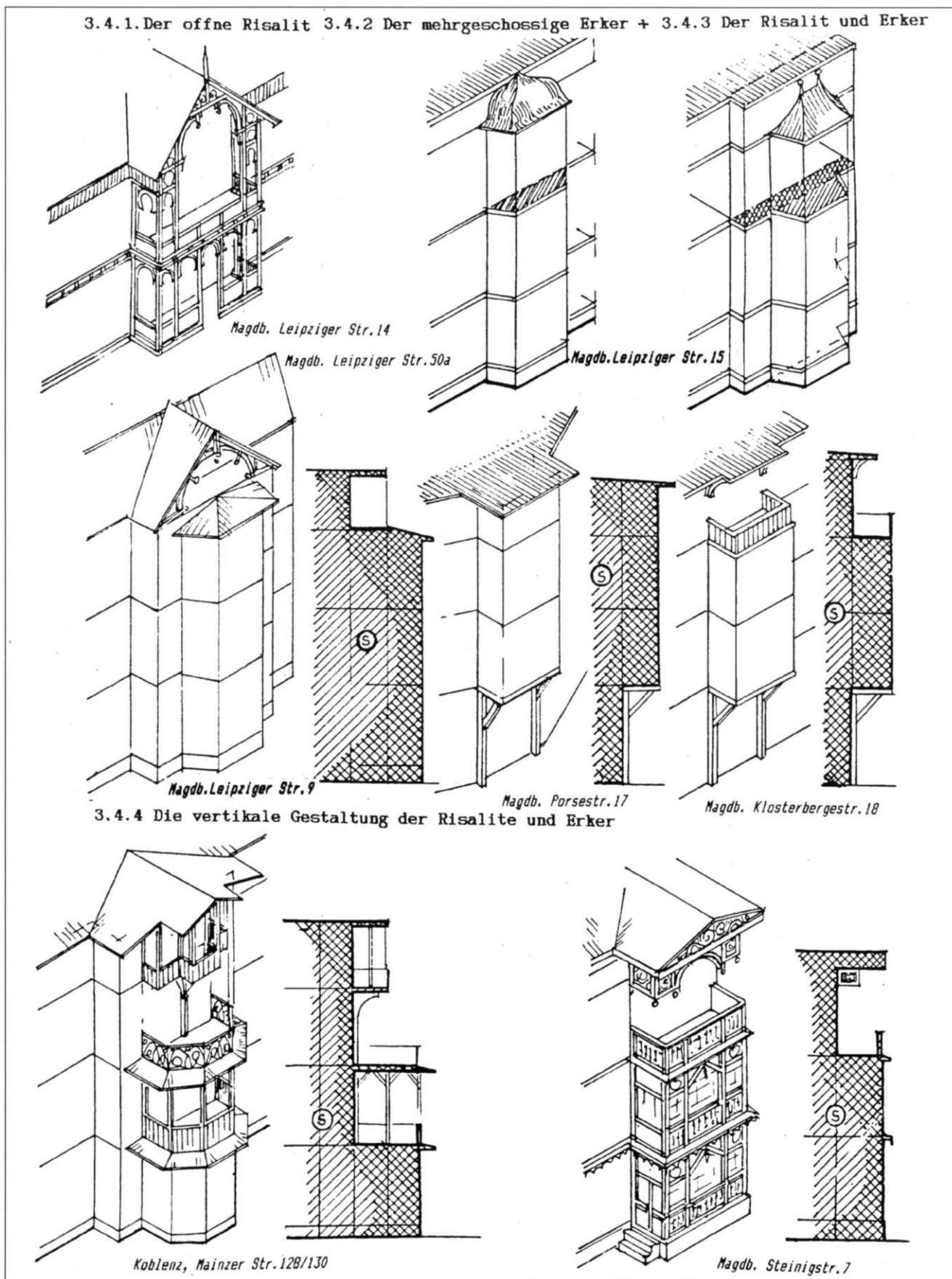


Abb. 61 Risalitgestaltung

DER RISALIT MIT ERKER (ABB. 61)

Der zweite Schritt in Richtung plastischerer Gliederung der Fassade bestand darin, vor dem rechteckigen Risalit noch einen Erker zu setzen. Der dadurch geschaffene Innenraum wurde dadurch nicht weiter unterteilt, nach außen dagegen stellte sich ein in der Tiefe in zwei Bauteile gegliederter Risalit dar. Seine beiden Teile sollten aber nicht als zusammengesetzt erscheinen, sondern der Architekt versuchte, wie am Haus Leipziger Straße 9 zu sehen ist, sie einander zuzuordnen (Abb. 139). Der Risalit erhielt deshalb einen Schwebegiebel, der über das Dach des Erkers reichte, ihn also mit überdachte. Wenn das Haus ein extrem flaches Dach besaß, ging man einen anderen Weg. Die hier beschriebenen Erker haben ihr eigenes Dach meist unterhalb der Traufe. Das Haus Leipziger Straße 15 hat Erkerbedachungen in der Form von Walmdächern mit geschwungenen Graten und zwei Dachspitzen. Trotzdem war es ein Ziel der Gestaltung, die Risalite so weit wie möglich in die Fassade zu integrieren. In diesem Fall zog der Architekt das Hausdach jedesmal in der Breite der Risalite vor, so daß sich diese nun unter dem Gebäudedach befanden. Das Rayonhaus Mainzer Straße 129/130 in Koblenz, besitzt für seine Erker mit 5/8 Grundriß, die vor den Risaliten angeordnet wurden, zusätzliche Bedachungen. Außerdem wurde an dem Gebäude ein weiterer auffälliger Schritt der Risalitgestaltung deutlich, nämlich in der vertikalen Gestaltung.

DIE VERTIKALE GLIEDERUNG DER RISALITE UND ERKER (ABB. 61)

Sie bestand darin, daß man die Risalite in der vertikalen Achse volumenmäßig gliederte, wobei sich hier mehrere Möglichkeiten eröffneten:

- Die erste Möglichkeit: Die Risalite aus dreigeschossigen Erkern, die sich aus dem Grundriß des Gebäudes entwickelten, besaßen ihren volumenmäßigen Schwerpunkt unterhalb der Gebäudemitte, weil sie vom Sockelmauerwerk bis zum Dach verjüngt gestaltet waren, beispielsweise in Magdeburg Leipziger Straße 8 und 50a (Abb. 119, 131).
- Die zweite Möglichkeit, bestand in der Umkehrung dieses Prinzips, so daß sich der Schwerpunkt des Risalits oberhalb der Gebäudemitte befand. Dies waren Risalite, die im ersten Obergeschoß begannen und mit ihrer Bedachung Firsthöhe erreichten, wie beispielsweise der Eckerker vom Haus Porsestraße 13 (14) (Abb. 99) oder der Mittelrisalit vom Haus Leipziger Straße 7 (Abb. 138).
- Die dritte Möglichkeit ergab sich daraus, die mehrgeschossigen Erker mit ihrem volumenmäßigen

Schwerpunkt in der Senkrechten etwa mittig, in halber Höhe der Fassade, zu plazieren, was auch im historischen Fachwerkbau üblich war. Das Haus Klosterbergstraße 18 (Abb. 149) mit zweigeschossigen Erkern und einem im Erdgeschoß auf Pfosten gestellten Altan ist eines der wenigen Beispiele. Auch der fassaden- und firsthohe Risalit am Haus Porsestraße 13 (14) gehört als Variante hierher (Abb. 99).

- Die vierte Möglichkeit, die fast barocken Charakter hat, bestand darin, daß der massive Bereich des Risalits im Erdgeschoß in eine skeletthafte Konstruktion in den Geschossen darüber überführt wurde, um nach völliger Rücknahme in der Dachzone als Balkon mit Überdachung wieder aufzutreten. Das Beispiel Steinigstraße 7 (Abb. 91) zeigt einen Risalit aus einer zweigeschossigen, verglasten Veranda, abgeschlossen mit einem Altan, dessen Rückwand die Fassade ist. Darüber befindet sich eine Stützkonstruktion mit einem Bogen, die ein Vordach mit Tympanon trägt. Eine ähnliche Massenverteilung in der vertikalen Gliederung weist der Eckrisalit des Hauses Mainzer Straße 98 auf. Er beginnt im Erdgeschoß mit einer Veranda, auf die ein doppelstöckiger Balkon gestellt wurde, dessen Rückwand die Fassade ist. Dieser Balkon trägt ein voluminöses Turmdach. Der Schwerpunkt beider Erker befindet sich unterhalb der Gebäudemitte.

Am differenziertesten ist die eben beschriebene Massenverteilung der Risalite am Haus Mainzer Straße 128/130 in Koblenz gegliedert (Abb. 62). Auf einem erdgeschossigen Erker steht eine Laube, die mit einem Altan im Geschoß darüber abgeschlossen wird. Die Rückwand bildet der Risalit. Darüber im Dachgeschoß ist ein Balkon auf Konsolen gestellt. Die Eckpfosten des Balkons sind mit den Sparren des Vordachs des Risalits verbunden. Damit wird der Balkon zur Dachloggia. Dieser Balkon besitzt noch ein vorspringendes Mittelteil. In entsprechender Form ist auch das Risalitdach ausgebildet. Nicht immer mußte die Bausubstanz über einem Altan zurückgenommen werden, um das Gestaltungsprinzip beizubehalten, wie die vorangegangenen Darstellungen zeigen. Gliederungen der Risalite besitzen kein Vorbild im historischen Fachwerkbau.

DIE STELLUNG DER RISALITE AN DER FASSADE (ABB. 61)

Die symmetrische Stellung war vorrangig. Es gibt trotzdem Stellungen in Abweichung von der Symmetrieachse. Nicht betrachtet werden sollen Risalite, die eigentlich Gebäudeflügel von prinzipiell asymmetrischen Grundrissen sind. Ob Mittel- oder Seitenrisalite an der Fassade vorhanden sind, kann teilweise nur durch eine exakte Symmetrieachse an der Gebäudeansicht festgestellt werden.

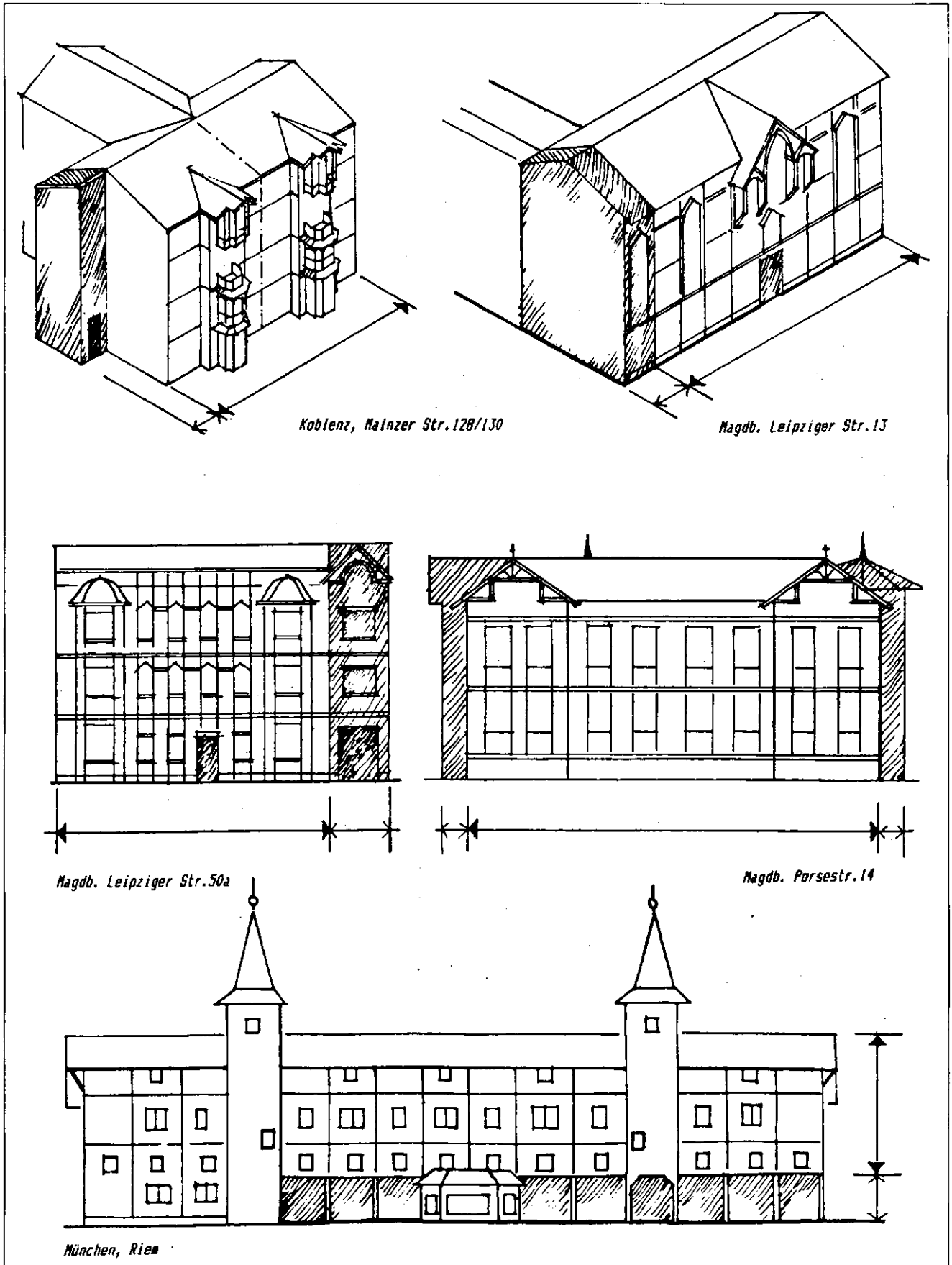


Abb. 62 Die Stellung der Risalite an der Fassade

Wirklich symmetrisch angelegte Doppelrisalite an symmetrischen Baukörpern fanden sich im Harz und in Magdeburg nur an den Häusern Leipziger Straße 15 (Abb. 147), Klosterbergstraße 18 (Abb. 149) und Liebknechtstraße 14 (Abb. 135), wenn man dabei auch die nicht immer symmetrisch liegenden Türen, Tore und Fenster im Erdgeschoß unberücksichtigt läßt.

- Die Stellung der Risalite an asymmetrischen Gebäudeansichten betreffen Fälle, die zwar eine symmetrische Wandfläche der Fassade besitzen, in die sie eingebunden sind, sichtbar dazu, aber räumlich zurückgesetzt, sich einseitig angelegte Bauteile befinden. So sind außerhalb der Symmetrieachse angelegt beispielsweise:

- Treppenhäuser an dem Haus Mainzer Straße 128/130 in Koblenz (Abb. 62) und in Magdeburg das Haus Porsestraße 13 (14). Dachgauben in der Adamstraße 8, Koblenz, Arkaden und Pavillone an der Rückseite der Rennbahntribüne, München-Riem und Eckerker zum Mittelrisalit in Magdeburg, Porsestraße 17 (Abb. 148). Dies führt hier zu dem Schluß, daß die Symmetrieachse nur eine bedingte Gültigkeit für den Baukörper hatte und die Fassadengestaltung weniger als eine räumliche, sondern mehr als eine grafische, auf eine Ebene der Fassade bezogene Aufgabe betrachtet wurde. Aber es gab auch hier Abweichungen zur Symmetrieachse.

- Achsverschiebungen von Toren um eine Pfeiler- oder Fensterachse finden wir am Haus Liebknechtstraße 14 und Fährstraße 5 (Abb. 146). Diese Achsverschiebung, zu der aus der Gestaltung erwarteten Symmetrie der Gebäude, fällt auf den ersten Blick nicht ins Auge und dürfte von der Auslegung des Grundrisses abhängen. Auch die viel deutlicher bemerkbaren zusätzlichen Fensterachsen entsprachen der Nutzung des Gebäudes.

- Der bewußten Verschiebungen der Risalite an der Front zu einer asymmetrischen Fassade, dürfte die Absicht zugrunde liegen, daß man gestalterische Kontraste zwischen der Symmetrie und Asymmetrie erreichen wollte. Einmal setzte man einen Risalit als Höhendominante neben zwei symmetrisch angelegte Risalite an die Fassade beispielsweise in Magdeburg, Leipziger Straße 50a, das andere Mal stellte man einen Eckrisalit (Turm) mit einem, um eine Fensterachse versetzten Risalit zusammen an eine symmetrisch konzipierte Gartenfront, wie am Haus Porsestraße 13 (14) zu sehen ist (Abb. 62). Diese asymmetrischen Erscheinungen in der Gestaltung könnten als Überleitung zu den ungleichen Baukörpern betrachtet werden. Sie scheinen zumindest als Ablehnung der Anwendung starrer Symmetrieachsen gelten zu können. Auch Georg Ungewitter zeigt an seinen neogotischen Entwürfen die gewollte Unterbrechung der Symmetrie.

DIE GIEBELFACHWERKE AUS GERADEN HÖLZERN

Ursprünglich war der Verband der Fachwerkwand auch der Schmuck des Giebels. Durch die weit vorragenden Schwebedächer wurden Balkenkonstruktionen für die Unterstützung der Freigebinde erforderlich. Die einfachste Methode bestand darin, die vorgestreckten Fuß- und Stuhlpfetten mit Bügen zu unterstützen. Diese Konsolen waren der konstruktive Unterbau für alle weiteren Giebelkonstruktionen (Abb. 63).

Verband aus Bundbalken und Helmstange

Diesen Verband übernahm man Mitte des 19. Jahrhunderts für schlichtere Häuser. Die einfachste Erweiterung des Gebindes bestand im Einbau einer Helmstange. Dieses war ein senkrecht Holz, das in die Giebelspitze eines Gespärres eingefügt wurde und über den First hinausreichte. Der Bundbalken sicherte die Sparren gegen Abheben an den vorgestreckten Fußschwelen ab. In Magdeburg tritt dieser Verband nur an einem Scheingiebel des Hauses Puschkinstraße 23 auf.

Verbände aus Kehlbalken und Helmstange und Pfosten

Die Sicherung des Gespärres gegen Windkräfte konnte auch ein Kehlbalken unter den Pfetten übernehmen. Eine Hängesäule oder Helmstange konnte im Verband mit einer Zange die Sparren am First zusätzlich fixieren, wobei entweder ein Verband mit dem Kehlbalken oder mehrere Pfosten mit dem Bundbalken entstand. Viel häufiger traf dieser Verband nur mit Kehlbalken, statt mit Bundbalken auf, wobei dieser auch eine Verbindung zu vorgestreckten Mittelpfetten herstellen konnte.

Den einfacheren Verband aus Kehlbalken und Helmstange finden wir an steilen wie an flachen Satteldächern in Magdeburg an den Häusern Burchardstraße 6 und 22/23, Lübecker Straße 130, Olvenstedter Straße 49, Emilienstraße 4, Stadtfeldstraße 21 und 41, Liebknechtstraße 14, Leipziger Straße 50a, Porsestraße 11 und Elbstraße 2. Mit Brettfüllungen trat dieser Verband auf am Haus Stadtfeldstraße 22, Carl-Miller-Straße 1.

Vorgenannte Konstruktion konnte auch zusätzlich zwei Streben erhalten, die von der Mitte des Bundbalkens zu der Sparrenmitte verliefen, also auch die Feldmitte nochmals sicherten und das Gespärre aussteiften.

Wurde nur ein Bundbalken vorgesehen, so konnten auch zwei Hängesäulen links und rechts vom First in Sparrenmitte mit dem Bundbalken verbunden werden. Dieses System konnte man erweitern, indem man einen Kehlbalken in der Höhe der Anschlüsse der Hängesäulen anordnete und eine Helmstange zwischen First und Kehlbalken anbrachte. Damit war jeder Sparren an drei Stellen fixiert und zwar im Bereich der First-, der Stuhl- und Fuß-

pfette. Als Schmuckform im Zusammenhang mit einem Kehlbalken und Bögen finden wir diesen Verband an den Rayonhäusern Porsestraße 14 und Leipziger Straße 8.

Alle diese Formen konnten zusätzlich mit einer Zange oder einem Zugband in Länge eines Bundbalkens möglichst unter dem Fußpfettenaufleger verbunden werden. Krauth, Meyer-Sales stellten Beispiele mit bis zu fünf Zangen und fünf Säulen dar. Die dabei notwendigen Holzanschlüsse führen eher zur Schwächung der Sparren, als daß sie etwas zur Aussteifung des Gespärres zusätzlich beitragen konnten. Unpraktisch erscheint auch, daß sie die möglicherweise dahinterliegenden Fenster im Giebel verbauten.

Rechtwinklige Fachwerkverbände wurden auch als Unterkonstruktionen für Bogeneinbauten benutzt. Eine Variante ist das Rayonhaus Porsestraße 13 (Abb. 63). Es besitzt ein Giebelfachwerk mit zwei Pfosten, die einen Kehlbalken des Gespärres mit Helmstange unterstützen, weil sie auf zwei Doppelkonsolen aufgelagert sind. Die Doppelkonsolen sind jeweils mit einer Schwelle verbunden, auf die die Pfosten und die vorgezogenen Fußschwelen des Dachstuhls aufliegen. Hier ist aber nicht die Gestaltung im Sinne eines Schweizer Hauses beabsichtigt.

Man verwendete auch Pfosten, die ein oder mehrere Geschosse unterhalb des Giebels auf Bügen gestellt wurden und die als Brüstungspfosten Teile von Baikonen oder Lauben waren. Diese Pfosten konnte man eigentlich nicht zum Giebelfachwerk rechnen. Es sei denn, zwischen ihnen entwickelten sich zusätzlich Zierfachwerke. Gladbach zeigt die historische Lösung, die ihre Laubengänge auf Kopfbügen auflagerte und Hans Issel die Gestaltung, die am Ende des vorigen Jahrhunderts typisch war, nämlich die Pfosten der Laubengänge auf eigene Fundamente vor das Gebäude zu stellen.

Ausgeführte amerikanische Beispiele reduzieren das Motiv der Laubengänge auf eine Laube, die das Giebeldreieck unter dem Schwebedach füllt. Gillon stellt ein ausgeführtes Beispiel vor, das etwas abgewandelt auch in Deutschland überliefert wird (Abb. 107; Gillon Plate 10). In Magdeburg wurde ein Fachwerkbau in ähnlich verschalter Manier und der verwandten Giebelgestaltung in der Carl-Miller-Straße 1 errichtet. Man wandelte diese Giebelgestaltung insofern ab, daß aus dem giebelfüllenden Laubengang ein Balkon gemacht wurde.

Das Schweizer Haus in Blockbauweise erhielt für seine Seiten- oder Giebelgalerien Stützpfeiler, die zum Teil auch die Traufenüberstände trugen. Das vorige

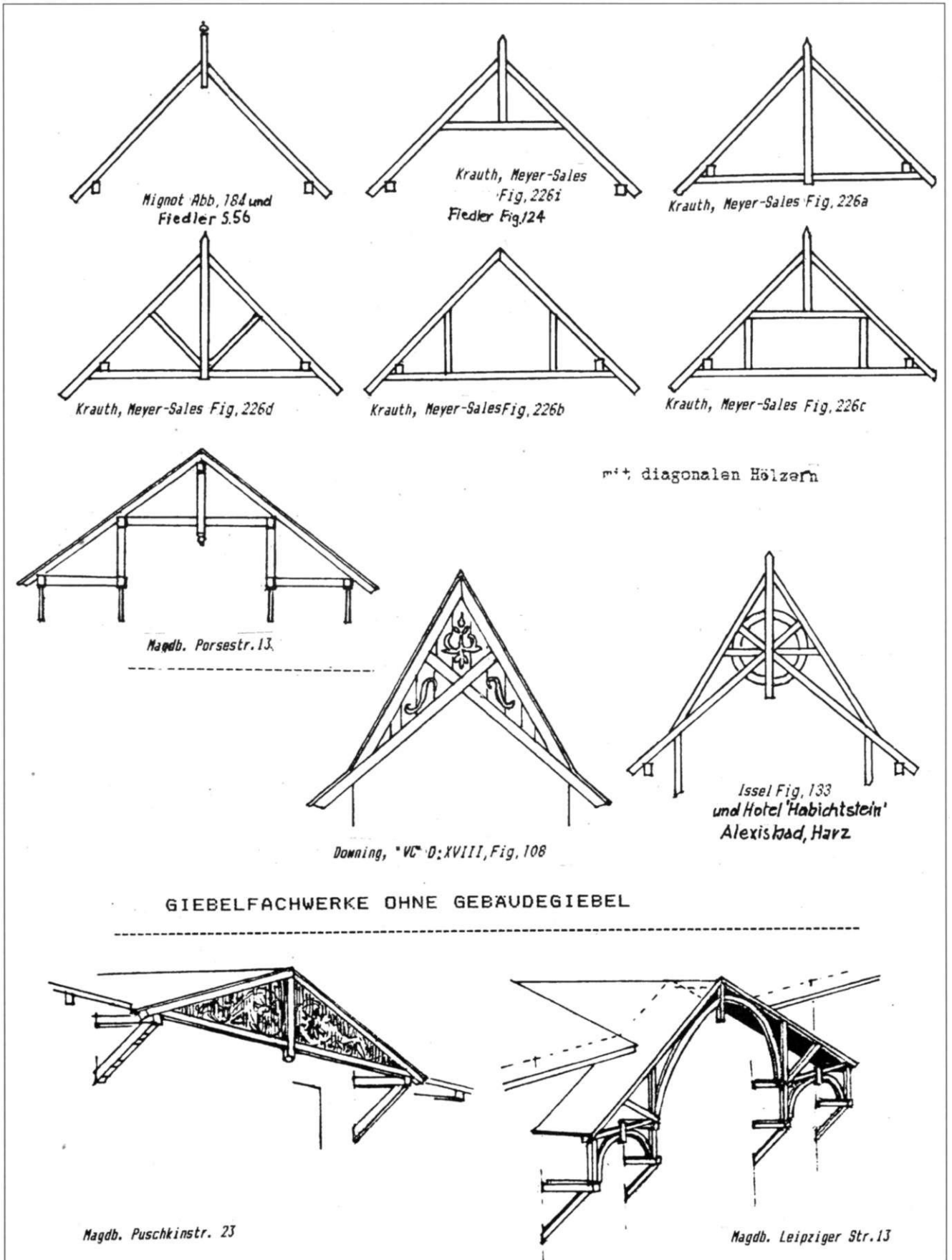


Abb. 63 Giebelfachwerke aus geraden Hölzern

Jahrhundert aber verband beim sogenannten Schweizer Haus im Giebelbereich die Laubengänge mit vertikal durchlaufenden Pfosten vom Fundament bis zum Flugsparren. In Deutschland ließ sich als Beispiel für den flacher gedeckten Typ mit Laubengängen nur das Königshaus am Schachen finden. Im Führer wird es als „Schweizerhaus“ bezeichnet (Abb. 107; Hojer).

In den Veröffentlichungen der USA werden einige unterschiedliche Lösungen solcher Bauten vorgelegt. E. V. Gillon zeigt ein Haus mit vier Pfosten, die so hoch sind wie der Giebel. Sie tragen die Galerie und darüber das Flugsparrengebäude. Im Giebeldreieck sind sie über Sprengwerke und Zierbögen verbunden, so daß ein Fachwerk entsteht, das vom Obergeschoß bis unter die Giebelspitze reicht (Abb. 107; Gillon Plate 28).

Verbände mit diagonalen Hölzern

Auch diagonale Hölzer konnten Grundlage zu Verbänden mit geraden Hölzern sein. Eine Form bestand darin, daß das Andreaskreuz im Giebfeld nicht über die Fußpfettenaufleger hinausreichte. Die Sparrenfüße bildeten die Giebelschulter. Das Gebinde konnte auch aus einem geschoßhohen Andreaskreuz bestehen, das auf die vorgezogenen Fußpfetten des Dachstuhls gestellt wurde und mit den unteren Kreuzarmen wie die Aufschieblinge des Dachstuhls darüber hinausreichte. Auf diese Balken wurde das Sparrengebäude so aufgestellt, daß die Sparren auf den Fußpfetten standen. Man konnte diese Verbände bis zu achtarmigen Sternen erweitern, wie beispielweise am Hotel „Habichtstein“ in Alexisbad gibt es sowohl Fachwerke aus geraden Hölzern sowie aus Bögen im Giebel mit Krüppelwalm. In Magdeburg ließen sich solche Konstruktionen nicht feststellen. In Magdeburg wurde kein Giebel nur mit dominierenden Diagonalverbänden aufgefunden.

Im deutschsprachigen Raum lassen sich solche Giebelfachwerke erst sehr spät und selten finden, wie auch ein Teil des Giebels vom Haus Porsestraße 13 (14) in Magdeburg zeigt (Abb. 98).

DIE GIEBELFACHWERKE AUS BÖGEN

Unter den Rayonhäusern in Magdeburg befindet sich ein größerer Anteil von Bogengiebeln wie beispielsweise unter den historistischen Fachwerkgebäuden des Harzes. Außerdem gibt es darunter aufwendige Formen, die weder in der zeitgenössischen Literatur noch an anderen Standorten zu finden sind. Mit einfachen Bögen sind die Häuser Babelsberger Straße 8, Halberstädter Straße 34, Emilienstraße 3, Leipziger Straße 7, 8 und 9, Leipziger Straße 55 und 50a gestaltet.

Giebel mit zusammengesetzten Bogenformen finden wir an den Gebäuden Wielandstraße 10, Liebknechtstraße 26, Leipziger Straße 7 und 13 und Porsestraße 13 (14).

Der historische Schwebegiebel

Der historische Schwebegiebel bestand in Deutschland meist nur aus einem Sparrenpaar, das auf verlängerte Fuß- und Stuhlpfetten aufgelegt wurde. Auch ganze Gebinde gab es, wie in Bernkastel, Karlstraße 13. Hier handelt es sich um einen Dreiecksverband, der aus parallelen Sparren zum Hauptsparrenpaar mit einem zweiten Kehlbalken zum Gespärre ausgebildet wird. Aufgestellt wurde dieser Verband auf einer Konsole, die aus der vorgezogenen Fußpfette und einem Stichbalken mit je einer Kopfbügel gebildet wurde. Die Vielfalt vergleichbarer, ausländischer Beispiele aus der Baugeschichte der Schweiz, der Normandie, aus England und Flandern, die Vorbilder für diese Schwebedächer des 19. Jahrhunderts wurden, wurde in Deutschland nicht erreicht. A. Neumeister legt zwei historische Beispiele vom südlichen Bodenseeufer (Schweiz) vor. Sowohl am Rathaus als auch am Wohnhaus mit Bäckerei in Ermatingen sind als tragende Konstruktionen der Schwebegiebel Stuhl- und Fußpfetten verwendet worden, die von Kopfbügeln unterstützt wurden.

Die historischen Konstruktionen:

- Eine Helmstange wurde meistens im französischen Fachwerkbau eingeführt. Im Firstpunkt verband sie die Sparren oder Giebelbretter. Fiedler weist auf die Herkunft dieses Bauteils aus dem französischen und englischen Fachwerkbau hin. Die Engländer bezeichnen dieses Bauelement als „hip-knob“ (Abb. 63; Fiedler S.56).
- Kehlbalken und Helmstange bildeten im Firstpunkt einen Verband. In die Helmstange waren beide Sparren eingelassen die zusätzlich mit einem Kehlbalken, in dem auch die Helmstange eingelassen wurde, verbunden waren (Abb. 63; Fiedler Fig. 124).
- Einen Spitzbogen im Giebel einzubauen, war die aufwendigste Lösung. Seine eine Bogenhälfte wurde meist aus zwei Hölzern zusammengesetzt, die beide in den Sparren eingezapft werden mußten. So wurde eine Mittelunterstützung des Sparrens geschaffen, wenn das untere Bogenholz auf ein zusätzliches Auflager aufgesetzt wurde (siehe oben). Eine Ausnahme bildet der Bogen am Zwerchhaus des Rathauses von Ermatingen, bei dem das untere Bogenholz fehlt (Abb. 64; Neumeister T.56).
- Die Verschalung der Bogenkonstruktion bis auf die Bogenöffnung war auch schon in zwei Formen gebräuchlich. Beim gotischen Spitzbogen nagelte man die

Schalung zur Aufnahme einer Verschiebung an die Bogenhölzer und die Flugsparren (Abb. 64; Fielder.132).

- Im schweizerischen Fachwerkbau gab es eine Giebelausbildung, die eine senkrechte Verschalung der Giebelsparren und des Holzbogens vorsah; darüber hinaus wurde unter dem Holzbogen eine Holztonne eingefügt, die bis zur Giebelwand reichte (Abb. 69; Gladbach Fig.42).

Historische Beispiele von Giebelfachwerken in Giebeln mit Abwalmungen wurden bisher nicht bekannt.

Der Schwebegiebel ab 1845 in Deutschland

Der Ausformung des Schwebegiebels zu einer dominanten Form am Gebäude stellt eine der beachtlichsten Leistungen des Fachwerkbaus im vorigen Jahrhundert dar. Wenn es auch gewisse ausländische Vorbilder gab, wurde er weit über die handwerklichen und stilistischen Traditionen hinaus entwickelt. Die Giebel waren, wie die anderen diversen Vorbauten, nämlich Erker, Balkone und Altane, einer der Schwerpunkte der Fachwerkgestaltung dieser Zeit. Hier sind fast alle typischen Gestaltungsmethoden des Fachwerkbaus des ausgehenden 19. Jahrhunderts anzutreffen. Sie bestanden darin, ornamentierte Flächen zur Raumbildung zu benutzen. Diese Flächen, mit den konstruktiv notwendigen Stabwerken der Hölzer, gliederte man im Sinne einer weiterentwickelten Rahmen- und Füllungskonstruktion. In diesen, mit solchen Mitteln geschaffenen räumlichen Bereichen der Giebelüberstände, konnte wiederum die skeletthafte Plastizität der Vorbauten (Altane, Balkone und Erker) unterstrichen werden. Der Schwebegiebel entstand, indem man vom Flugsparrengebäude ausgehend, dies konstruktiv und gestalterisch erweiterte. Abgesehen davon, daß man unter anderem auch sehr weitgespannte Gebinde entwickelte, die einen Verband benötigten, damit dieser der größeren Windbelastung standhalten konnte. Die stabförmige Unterkonstruktion wurde aber zusätzlich auch benutzt, Tragkonstruktion für dekorative Bauteile zu sein, wie für Dekupierarbeiten oder für Bogenelemente, die sich nicht selber tragen konnten.

DER GIEBEL MIT ORNAMENTIERTEN FLUGBRETTERN

Die englischen Beispiele in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fußen auf historischen Beispielen (Abb. 57; Mignot Wales). Bei den gotisierenden Formen des vorigen Jahrhunderts in England handelt es sich beispielsweise um Durchbruchornamente, die eigenständige Formen besitzen. Eine wellenförmige Mittelrippe, die durch Flachschnitzerei gegliedert wurde,

konnte mit gotischen Paßfiguren ergänzt werden. Diese Bandornamente erhielten an der Giebelschulter eine Abschlußfigur. Beispiele aus dem vorigen Jahrhundert für Giebel dieser sogenannten „Rural Residences“ gibt es in Vorlagenbüchern schon in England ab 1825. Diese Formen wurden im nordamerikanischen Holzbau häufig benutzt, traten in Deutschland recht selten auf, wie an Häusern des Tudorstils (Abb. 57; Neumeister T.7). In Magdeburg sind keine Giebel mit ornamentierten Flugbrettern erhalten.

DIE GIEBELFACHWERKE AUS EINEM BOGEN UND IHRE HERSTELLUNG

Eine Bogenkonstruktion war nicht unbedingt erforderlich, um ein Flugsparrengebäude anzubringen. Ein Bogen konnte dazu dienen, wenn andere Verbandshölzer fehlten, das Giebelfachwerk, das vorwiegend gestalterischen Charakter besaß, zur stabilen Konstruktion zu machen. Spitz- und Rundbögen sowie Kreissegmente konnten im Sparrengebäude, wie schon in den historischen Vorbildern dargestellt, ebenfalls zur Aussteifung verwendet werden. Da die Bögen ein eigenes Auflager benötigten, meist eine Doppelkonsole links und rechts von den Fußpfetten, konnte der Bogen die Durchbiegung der Sparren in Trägermitte oder in den Drittelpunkten abfangen. Ebenso bildeten die Bogensegmente mit den Sparren über die Doppelkonsole links und rechts einen Dreiecksverband, der eine Aussteifung gegen Verformung durch Windkräfte bewirkte. Da an zwei Rayonhäusern - Lübeckerstr. 130 und Babelsbergerstr.8a - Bogensegmente neu eingesetzt werden müssen, soll hier die Anfertigung beschrieben werden, da sie mit ihrer Krümmung nicht aus einem Balken geschnitten werden können. Nach dem System Delorme werden Segmente aus Brettern gesägt, mit Stößen nach dem Mittelpunkt des Kreisbogens ausgerichtet, in halber Länge übergreifend schichtweise einandergelegt verleimt und mit Holznägeln an den Stößen verbunden. Nach Emy werden grade Bretter auf einem Schnürboden an eine Bogenlehre mit Zwingen gepreßt und verschraubt oder verbolzt.

Ein neuere Form war der Segmentbogen (Abb. 65; Leipziger Str.9 oder NeumeisterT.30). Kurze Bogensegmente aus einem Balken gesägt, wurden in einen Hängepfosten gezapft oder mit einer Zange verbunden, die senkrechte Kräfte auf den Bogen absetzte.

DER SPITZBOGEN IM GIEBELFACHWERK

Als historisches Vorbild im deutschsprachigen Raum konnte nur das Rathaus in Ermatingen genannt werden. So liefert also der Fachwerkbau Frankreichs für Giebelbögen den Hauptanteil der Vorlagen, wie England die Vorbilder für ornamentierte Flugbretter stellte.

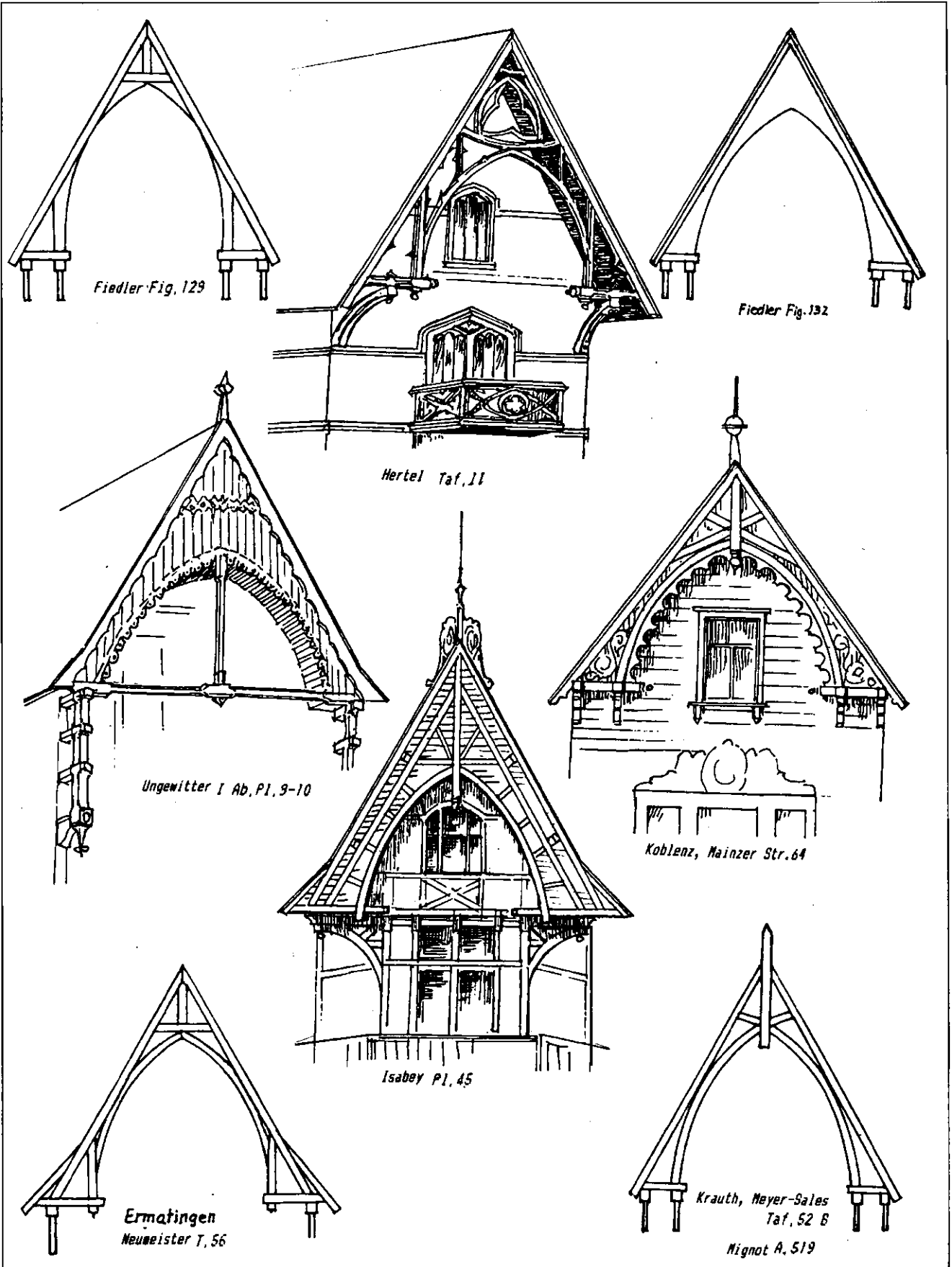


Abb. 64 Giebelfachwerke aus Spitzbögen

Nur im Innenraum seiner kunstvollen offenen Dachstühle ist der Spitz- und Tudorbogen zu Hause. Die Beispiele für historische Giebelbögen kommen bei Wilhelm Fiedler („Das Fachwerkhaus in Deutschland, Frankreich und England“ aus dem Jahr 1902) ausschließlich aus Frankreich. Für den aus einer Verschalung ausgeschnittenen Spitzbogen führt er das Presbyterium St. Maclou aus Rouen an (Abb. 64; Fiedler.132). Andere historische Spitzbögen sind aus geschweiften Winkelhölzern gebildet und kommen ohne Profilierungen aus. Seine Form beschränkt sich auf wenige konstruktive Details und täuscht nicht, wie im 19. Jahrhundert üblich, steinerne Maßwerke vor. Andere Beispiele sind das Château de St. Germain-de-Livet (Calvados) sowie in Laval das Fachwerkhaus aus dem 15. Jahrhundert (Abb. 64; Fiedler Fig. 129). Diese Bögen tendieren zum Rundbogen. Im letzten Beispiel sind sogar noch Dreipässe, statt Kehlbalken und Helmstange eingesetzt.

Auch im skandinavischen Holzbau tritt der Spitzbogen am Giebel auf. Seine dekorative Form, ausgeführt als geschweiftes Windbrett mit Flachschnitzerei, weist formal eine Verwandtschaft zu Schiffsböden auf. In Deutschland veröffentlichte Georg Ungewitter schon 1857 einen Bogengiebel im Fachwerkbau (Abb. 64; Ungewitter). Stilistisch handelt es sich immer um neogotische Entwürfe. Eines der dargestellten Landhäuser hat einen Giebel mit fast allen Elementen, die später um 1890 auch wieder auftauchen, obwohl sich die Gestaltung der Giebel noch weiter veränderte. Entscheidend war, daß es sich, wie bei dem am Presbyterium S. Maclou aus Rouen, um einen Bogen handelt, der in der Ansicht aus einer verschalten Fläche besteht. Spitzbögen aus Brettflächen traten nicht auf, aber als Rundbögen entweder an Schweizer Häusern, wie am Rayonhaus Liebknechtstraße 17 oder als Dekupierarbeiten, wie am Magdeburger Haus Leipziger Straße 55 (Abb. 65; Rundbögen).

Diese neogotischen Giebel können aber nicht in ihrer Ausformung isoliert gesehen werden. Ihre architektonische Aussage war gegenüber dem historischen Vorbild gesteigert worden. Durch ihre Raumbildung, die sie wie ein Baldachin wirken ließen, verlangten sie auch nach einem körperlichen Kontrapunkt. Der Sinn eines Baldachins war etwas zu überdecken. Das war bei beiden Entwürfen ein Balkon oder ein Altan. A. W. Hertel veröffentlichte um 1862 zwei Häuser im „englisch-gotischen Stil“. Seine Erläuterung zum stilistischen Unterschied ist verschwommen. Der Begriff „Normannischer Stil“ wird von ihm erwähnt. Hier wird aber die Linie fortgesetzt, die in ihrer skeletthaften Form dem neogotischen Vorbild aus England am weitesten verhaftet bleibt. Wahrscheinlich sind es auch Entwürfe, die direkte Übernahmen aus England darstellen. Der wie eine Maßwerksrippe profilierte Bogen besitzt Nasen wie das

steinerne Vorbild. Diese Zutaten am Profil erhöhen die Illusion, eine Steinmetzarbeit vor sich zu haben. Die Struktur der Konstruktion läßt einen beachtlichen Zwischenraum zwischen flachem Spitzbogen und Sparrenpaar übrig, der mit kurzen Pfosten und in der Giebelspitze mit zwei Dreiblättern gefüllt ist. Die Maßwerkstrukturen werden auch in den Tudorbögen der Türen und Fenster aufgenommen (Abb. 64; HertelTaf. II). Wie das frühe Beispiel von Lester Walker, bildet dieser Giebel mit seinen Stäben und Maßwerken eine transparente Begrenzung aus.

In Magdeburg finden wir den Spitzbogen im Giebelfachwerk nur an den Gebäuden Steinigstraße 3 und zusätzlich an Dachgaupen am Haus Liebknechtstraße 14 und Leipziger Straße 8.

Das Giebelfachwerk bestand in jedem Fall im Scheitel aus einem zusammengesetzten Bogen, der mit den Sparren fast in den First reichte und damit mit dem Auflager der Firstpfette auskommen konnte, wie der einfache Spitzbogen. Als einziger Schmuck wurde der Sparrenüberstand mit je einem geschweiften Kopfband mit der Doppelkonsole an der Giebelschulter verbunden. Um die baldachinartige Wirkung wenigstens anzudeuten, wurde statt eines Balkons oder Altans ein Fenstererker darunter angebracht.

Im Scheitel wurden mit einem Hängepfosten oder einer Helmstange die beiden Bogenteile zusammengehalten, wenn größere Bögen am First ein Gefach offen ließen, wie in Magdeburg am Haus Leipziger Straße 13. Mehr Spitzbögen im Giebel sind hier nicht erhalten, so daß sie durch andere Beispiele in ihrer Bedeutung unterstrichen werden sollen. So griff man im vorigen Jahrhundert die historischen Formen auf, oder man entwarf neue Konfigurationen. Eine für das 19. Jahrhundert typische Veränderung der Bogenhölzer stellte die Anbringung von Saumornamenten dar, die dann den Übergang zu den Gefachen mit Dekupierarbeiten bilden. Ein Beispiel stellt der Giebel des Rayonhauses von 1880 aus Koblenz dar (Abb. 64; Mainzer Str. 64). Er ist mit Helmstange und Andreaskreuz im First und Giebelblume gestaltet, aufgestellt auf Doppelkonsolen. Dieser Giebel überdacht einen Erker.

Da in England und in den USA nur im geringen Umfang Giebelfachwerke mit Spitzbögen ausgeführt wurden, ist ein Vergleich der deutschen Giebelfachwerke mit der Entwicklung in Frankreich, dem Land, in dem historisch der Spitzbogen im Fachwerkbau eine große Rolle spielte, von Bedeutung. In den Veröffentlichungen von Leon und Leblan Isabey von 1867, von J. Bousard von 1879 und von Françoise Delarue von 1880 liegen diverse Beispiele vor, die sogar in Leningrad kopiert werden (Abb. 64; Isabey).

In den französischen Beispielen findet sich bis auf das Haus aus Ertretat und Dauville kaum eine marginale Neuentwicklung zu dem Bogen, dessen Spitze über Kehlbalcken und Helmstange mit den Flugsparren verbunden wird, wie es bei den historischen Fachwerkbauten schon üblich war. In Deutschland dagegen finden wir Steigerung der Bogenarchitekturen im neogotischen Sinne noch bis Ende der 80er Jahre. So durch G. L. Möckel, der 1880 die Villa Dautzenberg baute, aber auch im Sinne des altdeutschen Stils (deutsche Frührenaissance) durch die Verwendung zusammengesetzter Bögen, wie in Magdeburg, Burchardstraße 12 und Leipziger Straße 14. In Deutschland wurde, soweit dies zu übersehen ist, eine größere Vielfalt der Formen mit dem Spitzbogen entwickelt.

DER RUNDBOGEN IM GIEBELFACHWERK

In der einschlägigen Literatur läßt sich frühestens bei Lester Walker unter „Steamboat Gothic“ (landesweit ab 1855) ein Giebelbeispiel finden. Es zeigt schon alle auch in Europa typischen räumlichen und konstruktiven Charakteristika der späteren auch spitzbogigen Bogengiebel, wie Konsolen und Unterbauten für den Holzbogen, Gefache zwischen Bogen und Flugsparren, ausgefüllt mit Dekupierarbeiten, und die Helmstange mit Giebelblume.

Gotische Charakteristika sind insofern in dieser Raumbildung zu erkennen, wie sie dem Gesprenge eines gotischen Schreinaltars oder eines Baldachins vor der Wand eigen waren. Die Formsprache ist insofern gotisch zu nennen, als französische Fachwerkbauten aus der Gotik auch sehr flache Spitzbögen besaßen, die fast wie Rundbögen wirkten, wie beispielsweise das Fachwerkhaus in Laval, aus dem 15. Jahrhundert. Diese Vorbilder standen mit großer Wahrscheinlichkeit im vorigen Jahrhundert Pate für die Rundbogenkonstruktionen der Fachwerkhäuser in Deutschland und Frankreich.

Der Bogen im Giebeldreieck brauchte immer ein eigenes Konsolaufleger, sowie eine Hängesäule, um den vom First noch weiter entfernten Bogenscheitel einzubinden. Unter Umständen wurde auch ein Hahnenbalcken hinzugefügt oder bei kleinen Bögen statt der Hängesäule verwendet. In veröffentlichten Schemata zu solchen Giebeln läßt sich diese Form wiederfinden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als stabförmige Bögen im Giebel Fachwerk aufgenommen wurden, tritt im Gegensatz zu den historischen bogenförmigen Konstruktionen ein Unterschied auf. Er ist so ausgebildet, daß eine Unterstützung der Sparren gar nicht beachtet erscheint. Nichtbeachtung seiner konstruktiven Möglichkeit, Lasten aufzunehmen. Der Giebel, den Lester Walker unter „Dampfschiffgotik“ um 1855 vorstellt,

zeigt ein Fachwerk aus geraden Hölzern, in das ein Bogen so eingesetzt ist, daß er von diesem gehalten wird, damit eine möglichst große Fläche für Gefache mit Dekupierarbeiten entsteht (Abb. 65; Walker. 132).

Die stilistische Bedeutungserweiterung, daß der Rundbogen auch der Gotik zugehörig sein kann, muß schon um 1860/70 eingetreten sein. Dies steht zur Baugeschichte nicht im Widerspruch, aber kaum in einer Beziehung zum deutschen Fachwerkbau. Wie bereits gezeigt, war der flache Spitzbogen oder auch der Rundbogen im Giebel nur in Frankreich zu Hause. In den Entwürfen Ungewitters von 1857 finden wir an den massiven Erdgeschossen der Fachwerkbauten einen Rundbogen mit einer Kreuzblume als Bekrönung, die den Rundbogen den gotischen Formelementen zuweisen soll. Der Holzbogen wird auch als tragendes Element im 19. Jahrhundert verwendet und an gestalterisch wichtigen Bereichen eines Bauwerks verwendet. Als Beispiel kann der Konzertpavillon in Baden bei Wien genannt werden, der einen sehr dekorativen Bogenbinder besitzt (Abb. 65; Segmentbogen).

In Magdeburg finden wir einfache Rundbögen in den Giebeln der Häuser. Der Rundbogen mit Akanthusranken als Dekupierarbeit in den Gefachen der mediterranen, renaissancehaften Fassade zugeordnet, schließt den Mittelrisalit des Rayonhauses Leipziger Straße 7 ab. An den Auflagern und den Sparren befestigt, ist er noch durch eine Helmstange mit dem steilen Vordach verbunden.

Ab 1880 wird der Rundbogen nur dann noch als gotisches Bauelement betrachtet, wenn das Gebäude weiter dem Stil entsprechende Bauformen aufweist. Dies trifft für das Haus Leipziger Straße 8 aus dem Jahre 1885 insofern zu, als der Rundbogen im Hauptgiebel keine Bauornamente aufweist, die eine stilistische Zuordnung möglich machen, wie beispielsweise Paßformen (Abb. 66). Die vier spitzbogigen Dachgauben geben nicht den Ausschlag, weil Brüstungen und Verbände der Außenwand und Pfeiler der deutschen Renaissance überwiegen.

Beispiele für die Verwendung des Bogens ohne stilistische Zuordnung finden wir in Magdeburg ohne den zusätzlichen Einsatz von Dekupierarbeiten am Haus Potsdamer Straße 8 (Abb. 65). Zusätzlich fallen die Doppelkonsole und sehr langer Helmstange in der Bedachung zu je einem Risalit auf. An einem Gebäude, wie dem Haus Leipziger Straße 9, überdachen Schwebe-giebel die Doppelrisalite mit Erker (Abb. 65).

In dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurde der Rundbogen auch aus Segmenten, unter Verwendung von Pfosten, zusammengesetzt. Diese Konstruktion wurde als Schmuckform verwendet, um eine Flä-

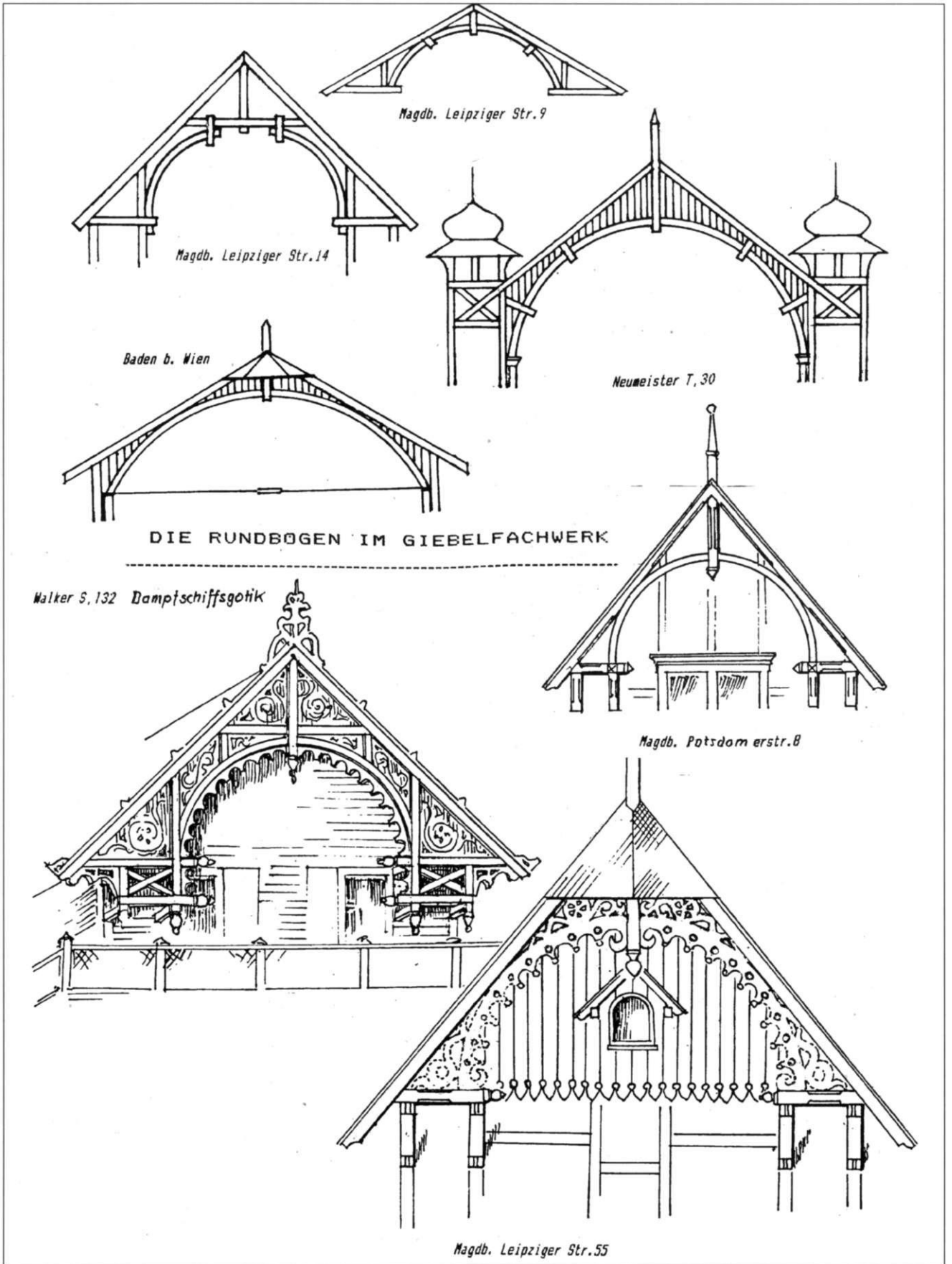


Abb. 65 Giebelfachwerke aus Segmentbögen



Abb. 66 Sudenburg, Leipziger Str. 50 a, Zwerchgiebel

che zu kassettieren, die man zwischen Bogen und Giebeldreieck schaffen wollte, wenn man eine dekorative Portalform benötigte. Hier sind vier kleinere Segmentbögen mit fünf gedrechselten Hängezapfen zusammengesetzt und passen sich dem hölzernen Beschlagwerksdekor des Gebäudes im Stile der Deutschen Renaissance an. Zu diesem letzten Beispiel aus dem Jahre 1887 muß man feststellen, daß mit der Zurückdrängung der Dachzone durch einen drei- bis viergeschossigen Baukörper beim Mietshaus diese Giebelarchitekturen zum Teil durch die Erker verdeckt wurden, und in dieser Höhe von den Passanten kaum noch wahrgenommen werden konnten.

Der Bogen im Giebelfachwerk des asymmetrisch angeordneten Risalits am Haus Leipziger Straße 50a wurde hinter die Flugsparren zurückgesetzt, so daß deren Giebelspitze mit einer dreieckigen Dekupierarbeit, vor dem Bogen stand (Abb. 66). Diese Staffelung von mehreren Giebelfachwerken in die Tiefe wurde bisher nur an diesem Gebäude festgestellt. Der Konsolunterbau besitzt zwei Ebenen, weil sich die auskragenden Fußpfetten über Bohlenflächen mit Kreisabschnitten auf die tiefer angeordneten Konsolen auflagerten. Aber für diese Gebäude trifft die Tatsache zu, daß der Giebel aus den vor-

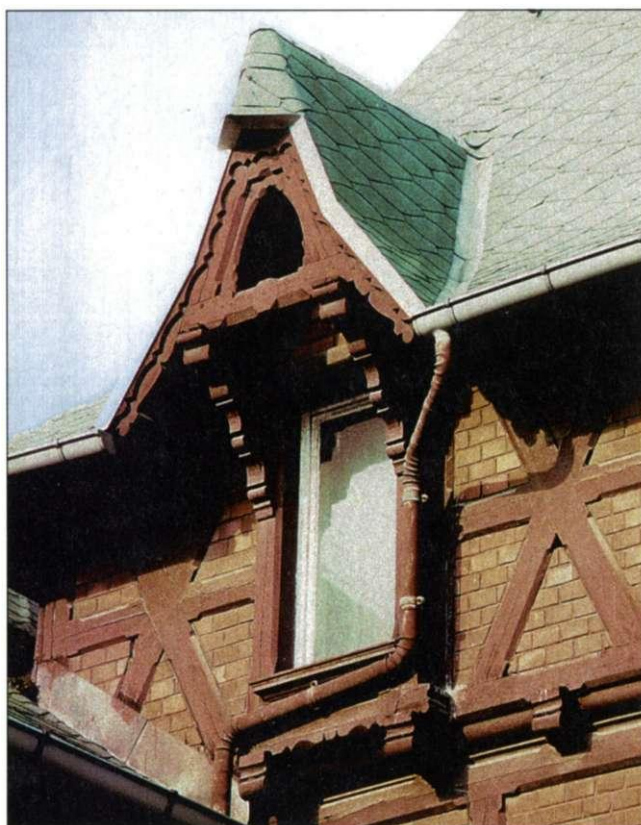


Abb. 67 Sudenburg, Leipziger Str. 8

her genannten Gründen nur noch eine gestalterische Zutat an einer langen ungegliederten Traufe ist. Diese Rundbögen sind formal so ausgeführt, daß sie die Skeletthaftigkeit des Bogens herausstellen. Diese Bögen gehören nicht nur zu spätgotischen, sondern auch zu renaissancehaften Gestaltungen von Fachwerkfassaden. Wo der Rundbogen im Sinne einer italienischen Villa eingesetzt wird, formt man ihn sogar zum Hufeisenbogen um, wie am Haus Lübecker Straße 130 (Abb. 72). Darüber hinaus verstärkt man seine Auflager, um ihm seine hölzerne Skeletthaftigkeit zu nehmen. Dazu setzt man die Doppelkonsolen tiefer als den Kämpferpunkt an, um mit zwei Pfosten einen kastenförmigen Unterbau aus Dekupierarbeiten

zu schaffen. Die Bogenauflager, die Giebelschultern des Flachdaches und der Bogenscheitel sind mit dekupierten Voluten verziert.

Eine besonders aufwendige Bogenform in einem aufwendigen Giebfachwerk mit Dekupierarbeiten war an der Traufseite des früheren Logierhauses in Alexisbad vorhanden. Ein weiteres Beispiel, bei dem Rundbögen in Giebeln das eher frührenaissancehafte Erscheinungsbild bestimmen, ist das Hotel Habichtstein in Alexisbad. Diese Beispiele zeigen, daß der Holzbogen im Fachwerk fast monumentale Funktionen in der Gestaltung zugewiesen bekam, um damit auch die Erhaltenswürdigkeit an den Gebäuden zu unterstreichen. An zwei Gebäuden fehlen immerhin schon Teilstücke, zum Beispiel am Haus Potsdamer Straße 8 (Abb. 65; Rundbögen).

Den Rundbogen, nur aus Brettern ausgeschnitten, gibt es auch als Dekupierarbeit mit Rundbogenfries, dem man des besseren Eindrucks halber am Haus Leipziger Straße 55 (Abb. 65; Rundbögen) sogar eine zweite Konsole zuordnete. Die Segmentbögen wurden ebenfalls als Dekupierarbeit ausgeführt, wie zwei Beispiele aus Starnberg zeigen. Um 1890 wurde dann einfach die haltbarere senkrechte Schalung zum Ausschneiden von Bögen benutzt, wie Bauwerke aus Herrsching und München beweisen. Diese veränderte Ausführung entsprach der Tendenz, sich von der „Laubsägearchitektur“ zu lösen. So wurden auch die Bogenwickel der Giebel am Haus Steinigstraße 1a (Abb. 121) mit gespundeter oder gefälzter Schalung ausgeführt. Zum Ende des Jahrhunderts verzichtete man auf Dekupierarbeiten und schnitt Öffnungen in die Schalung.



Abb. 68 Sudenburg, Leipziger Str. 55

DIE ZUSAMMENGESETZTEN BÖGEN IM GIEBELFACHWERK

Dieser Begriff bezieht sich auf die formale Struktur des Bogens, ist also nicht mit der Konstruktion des vielfach zusammengesetzten Bogens zu verwechseln. Zur Fachwerkausbildung im Giebel wurde der Spitzbogen ebenso wie der Rundbogen verwendet. Für zusammengesetzte Bögen diente zuerst der gotische Kleeblattbogen als Vorbild, der in eine Holzkonstruktion umgesetzt wurde, wie zum Beispiel bei Georg Ungewitter um 1857 in seinen „Entwürfen zu Land- und Stadthäusern“ (Abb. 69; Ungewitter). Er verwendete bis zu sechs Segmentbogenteile dazu. Um 1878 wurde von Baurat Möckel für die Konstruktion eines Giebfachwerks die Form eines spitzbogigen Kleeblattbogens gewählt. Es handelt sich dabei um die Villa Dautzenberg in Schedewitz/Zwickau (Abb. 69; Möckel). Es gab dafür kein historisches Vorbild. Um 1900 muß diese Bogenzusammenstellung noch gebräuchlich gewesen sein, wie die schematische Darstellung bei Hans Issel beweist.

Ein weiteres Beispiel für die Anwendung eines Spitzbogens im zusammengesetzten Fachwerkbogen ist der Giebel am Haus Leipziger Straße 13 in Magdeburg (Abb. 69; zusammengesetzte Bögen). Die Zusammenstellung zweier Rundbögen mit einem dominierenden Spitzbogen in einem Schwebegiebel stellt in gewisser Weise einen Höhepunkt in den Bogengestaltungen im Fachwerkbau dar. Wir haben hier einen Giebel vor uns, der an der Traufseite eines extrem flachen Satteldaches angebracht wurde. Er bildet ein rein dekoratives Element zur Betonung der Achse, in der sich das Haustor befindet. Der Giebel umfaßt drei Fensterachsen, und er ruht auf vier Konsolen, die als Drechslerarbeit neben den beiden äußeren Fenstergewänden im zweiten Obergeschoß angebracht sind. Auf ihnen stehen vier

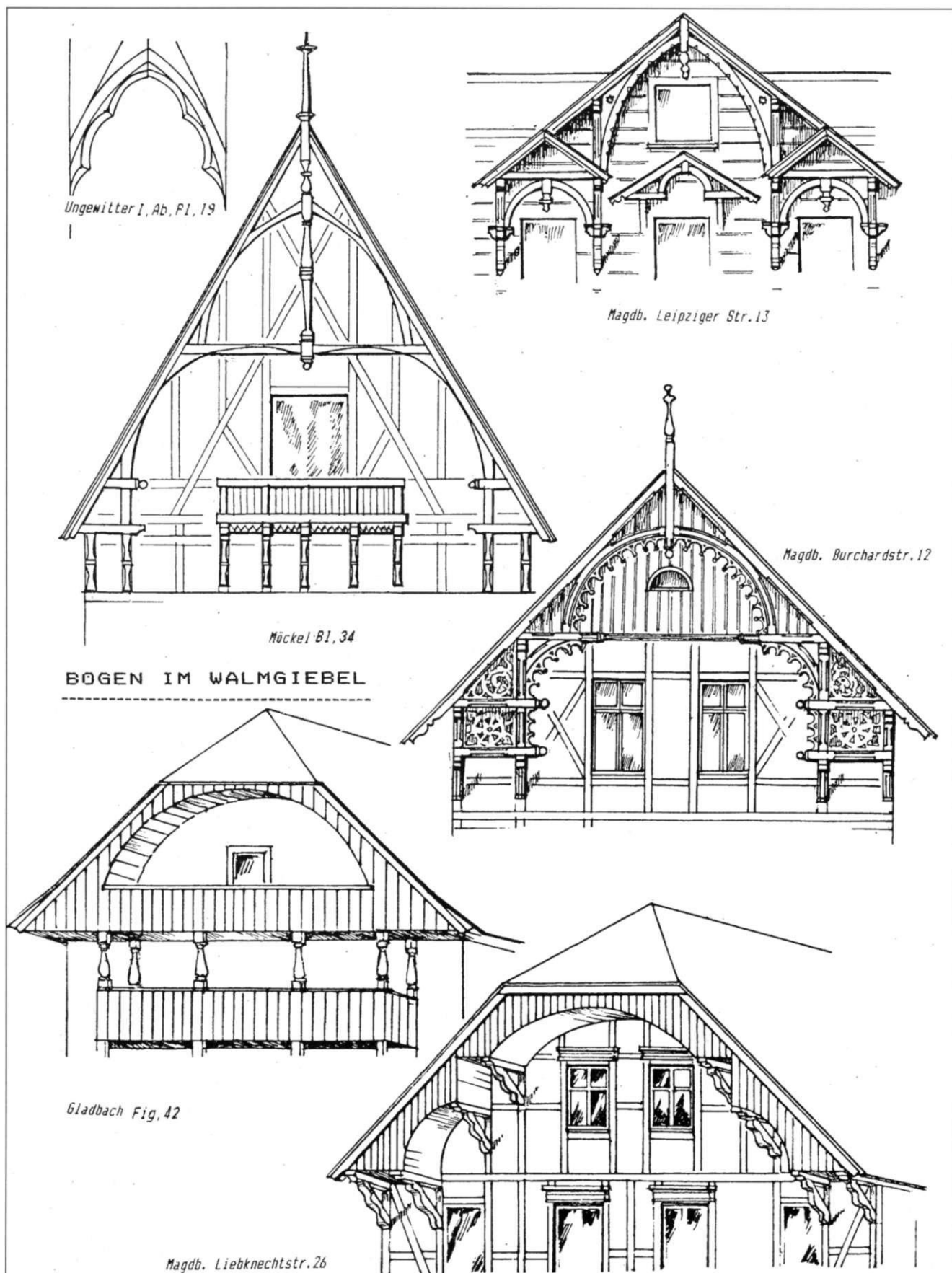


Abb. 69 Die zusammengesetzten Bögen

Pfosten und dazwischen zwei Rundbögen. Je ein Pfostenpaar mit Rundbogen trägt einen Giebel. Auf ihrer inneren Giebelschulter erhebt sich der größere Spitzbogen über das Dachgeschoß, auf dem das Freigebinde mit Simagesims aufgelagert ist, das über die beiden Giebel hinwegführt. Alle Bögen sind im Scheitel durch gedrechselte Hängezapfen mit den Hölzern darüber verbunden. Der gesamte Giebel überdacht je ein Fenster im ersten und zweiten Obergeschoß, die jeweils giebelartige Überdachungen mit Rundbögen besaßen.

Zu dem Bogenmotiv tritt also noch das Giebelmotiv. Die zwei kleinen Giebel waren Teil des großen Giebeldreiecks. Sie stellten durch ihre gleiche Größe eine gestalterische Beziehung zu den Fensterüberdachungen im zweiten Obergeschoß her. Andererseits harmonisierte der Giebel durch seine Dachschrägen nicht mit dem ausladenden Konsolgesims der Traufe. Als Kontrast kann man sein hölzernes Skelett zu der breitflächigen, horizontalen Verschalung der Fassade ansehen. Gemeinsame Elemente sind die Drechselteile des Bogenfachwerks und der renaissancehaften Brüstungsfelder mit Beschlagwerk und Rosetten in den Brüstungen.

Stilistisch läßt sich folgende Vermutung anstellen, die auf der Verwendung gotischer und renaissancehafter Ornamentik fußt: Die stilistische Vermengung soll gestalterisch auf den Beginn der Renaissance hinweisen. Die Frührenaissance war im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die formale Grundlage für den beliebten gewordenen Altdeutschen Stil.

Die Ausführung eines rundbogigen Kleeblattbogens im Fachwerkgiebel war ebenfalls ohne historisches Vorbild. Als einziges Beispiel kann nur das Haus Burchardstraße 12 aus Magdeburg angeführt werden (Abb. 69). Das Bau datum ließ sich nicht genau ermitteln. Wenn man den Giebelbogen von Lester Walker heranzieht, so könnte er auch zur Neogotik gerechnet werden. Zwei Doppelkonsolen links und rechts tragen je zwei Pfosten, auf die sich das Freigebinde auflagert. Die inneren Pfosten tragen einen gedrechselten Kehlbalken, auf dem der mittlere Rundbogen aufgesetzt ist, der die Sparren tangiert und der über eine Helmstange mit der Giebelspitze verbunden ist. Vom Kämpferpunkt des mittleren Bogens am Kehlbalken führt von diesem ein Viertelkreissegment gegen den inneren Pfosten, der den Kehlbalken trägt. Am Auflager des Segmentbogens ist ein Riegel angebracht, der den inneren mit dem äußeren Pfosten verbindet, so daß ein Gefach entsteht. Der Kleeblattbogen aus Rund- und Segmentbögen ist auf der Innenseite mit einem Bogenfries ausgestattet worden. Dieses unterstreicht das Erscheinungsbild des Bogens und verbindet ihn mit den Dekupierarbeiten in den Gefachen, die bei der Aufnahme 1974 nur noch bruchstückhaft vorhanden waren.

Der verschalte Rundbogen (Abb. 69)

Der verschalte Rundbogen stellte eine Sonderform dar und war wie die Spitzbogenkonstruktion keine Entwicklung des vorigen Jahrhunderts, sondern ein Charakteristikum des Schweizer Holzbaus im Gebiet von Bern bis ins Oberland. Wie G. Ernst Gladbach aber feststellte (Abb. 69; Gladbach), entstanden diese Giebelbögen aus der Verschalung des früher offenen, aus geraden Hölzern bestehenden Fachwerks der Schwebedächer. Das früheste Beispiel, das er vorlegte, stammte aus dem Jahre 1760. In Magdeburg wurde ein Beispiel am Haus Liebknechtstraße 26 gefunden (Abb. 69; zusammengesetzte Bögen), erbaut 1879, das die schweizerischen Vorbilder variiert. Eine zusammengesetzte Form finden wir auch an den Schweizer Häusern. An deren Segmentbogen schließt sich unterhalb der Giebelschultern eine waagerechte Schalung an.

Der Bogen mit seinem weiten Überstand bedachte Galerien und Balkone. Das Magdeburger Beispiel weist eine differenziertere Form auf, als die historischen Giebel. An den Rundbogen schließt sich links und rechts je eine waagrecht an eine senkrecht verschaltete Fläche (im rechten Winkel) an, die sich in einem Viertelkreisbogen mit waagrechtem Abschluß fortsetzt. Weil keine Laubengänge unter dem Giebel vorhanden sind, ragt das Schwebedach auch nicht weit vor. Es mußten insgesamt acht Konsolen angebracht werden, um dieses Vordach zu tragen. Gestalterisch fehlten als Gegenstücke zu den verschalteten Flächen des Giebels auch die der Laubengangbrüstungen, um das Schweizer Vorbild deutlich werden zu lassen.

Der rundbogige Kleeblattbogen war um 1900 noch gebräuchlich, da er unter den Schemata zur Giebelgestaltung bei Hans Issel in einem Giebel über 11 Meter Spannweite zu finden ist.

Eine Abwandlung des Kleeblattbogens um 1900 (aufgefundene Gebäude damit entstanden um 1914 in Österreich) löste den Kleeblattbogen so weit auf, daß man eher von einem ornamentierten Saum der Sparren sprechen könnte. Diese Form trägt folkloristische Züge, läßt sich aber kaum einem Baustil zuordnen.

Der Rundbogen in zusammengesetzten Bogenformen läßt sich in die Zeit zurückverfolgen, als neogotische Formen vorherrschten, wie das um 1863 erbaute Haus Leipziger Straße 14 in Magdeburg zeigt (Abb. 65). Dieses Haus besaß keinen Schwebegiebel, sondern der Giebel war die Überdachung einer Loggia, die gleichzeitig der Mittelrisalit war. Das Freigebinde lagerte links und rechts auf je einem Paar Koppelpfosten auf. Zwischen denen befand sich unter der Traufe ein quadratisches Gefach mit einer Dekupierarbeit unter dem ein Hufeisenbogen angebracht war. Über der Gefach-



Abb. 70 Stadtfeld, Liebknechtstr. 14, Nordseite

schwelle in Traufhöhe verband ein Viertelkreissegment den inneren Pfosten mit dem Kehlbalken des Freigebindes, das wie ein Simagesims ausgebildet war. Der Kehlbalken war mit einer Hängesäule verbunden. Die dadurch entstandenen halben Giebeldreiecke waren mit Dekupierarbeiten ausgefacht. Die Giebelöffnung hatte die Form eines Schnittes durch eine Spiegeldecke.

Dieses Motiv muß sich nach Krauth, Meyer-Sales bis zur Jahrhundertwende gehalten haben. Aber auch in Magdeburg selbst wurde ein ähnliches Motiv nochmals als Schwebegiebel verwendet. Am Haus Porsestraße 13 (14) wurden zwei Eckrisalite damit überdacht. Im Unterschied zum ersten Beispiel waren diesmal im oberen Giebeldreieck keine Ausfachungen mit Dekupierarbeiten angebracht worden, sondern zur Hängesäule zwei Streben unter 45 Grad eingebaut, die mit ihr ein strahlenförmiges Ornament bildeten. Der Schwebegiebel ruhte wieder auf zwei Doppelkonsolen. Er überdachte ein französisches Fenster, denn einen Balkon konnte man das um Pfostenbreite vorgesetzte Geländer nicht nennen.

Auch als der Krüppelwalm um die Jahrhundertwende in die Giebelgestaltungen Eingang fand, wurde diese Giebelgestaltung übernommen. Am Haus Porsestraße 13 (14) treten renaissancehafte und mediterrane Merkmale deutlicher als am ersten Haus hervor, so daß diese Bögen im Zusammenhang mit italienischen Landhäusern gesehen werden können.

DAS GIEBELFACHWERK OHNE GEBÄUDEGIEBEL

Das Giebelfachwerk mit Bogenmotiv war so beliebt, daß man es auch an Häusern mit flachen Satteldächern anbrachte. Man löste die Giebelkonstruktion mit größerer Dachneigung vom Dachstuhl und setzte sie an die Fach-

werkfassade. Die konstruktive Grundlage zur Anbringung solcher Giebel war die häufig benutzte Konsolkonstruktion. Das waagerechte Holz, das sonst aus einer verlängerten Fuß-, First- oder Stuhlpfette oder einem Rähm bestand, wurde jetzt als kurzes Schwellholz mit Schwalben-, oder Weichschwanzblatt an Pfosten, Rähm oder Schwelle angeblattet und mit einer angezapften Kopfbügel unterstützt.

Zwei Beispiele aus Magdeburg belegen diese Entwicklung. Bei den beiden Häusern handelt es sich um Gebäude mit extrem flachem Satteldach. Am Haus Puschkinstraße 23 wurde ein flaches Giebeldreieck aus Sparrengebilde und Bundbalken mit Hängesäule, ausgefacht mit einer Dekupierarbeit, auf zwei Konsolen in Traufhöhe vor die Fassade gesetzt. Die Firstpfette mit der Giebelüberdachung wurden dem Hauptdach angeschlossen. Die Fußpfette des Dachstuhls wurde nicht in die Konstruktion mit einbezogen (Abb. 63 unten).

Am Haus Leipziger Straße 13 (Abb. 34, 63 unten) wurde ein aufwendiges Giebelfachwerk vor der weit vorstehenden Traufe mit einer eigenen Verdachung angebracht. Hier handelt es sich um einen Giebel, dessen Sparren auf zwei Paar Pfosten ruhen, die auf zwei Paar Konsolen aufgestellt sind, deren Pfetten in die Pfosten der Außenwand eingelassen sind. Auf diesen Pfetten sind links und rechts neben einem Spitzbogen zwei Rundbögen aufgestellt.

DER KRÜPPELWALM UND DIE BÖGEN IM GIEBELFACHWERK

Der Krüppelwalm war schon Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Schmuckelement des Giebels. Am Ausgang des Jahrhunderts wurde er verstärkt in die Gestaltung des Schwebedaches hineingenommen. Dieser Bereich wurde durch einen Materialkontrast belebt, wie beispielsweise durch dahinter angebrachte Schalungen, nachdem man sich von der Dekupierarbeit abgewandt hatte. Es war aber auch seine Aufgabe, wie der Schwebegiebel der aus dem Satteldach entwickelt worden war, Balkone, Erker und Altane zu überdachen.

Im Zusammenhang mit Schwebedächern sind fast alle Bogenformen zu finden, die bei Satteldachgiebeln auch üblich waren: so der einfache und der zusammengesetzte Rundbogen der die Hölzer tangiert, mit und ohne Ausfachtung. Gestalterisch traten die Bögen im abgewalmten Schwebegiebel klarer hervor. Ihre Beziehung zu dem Gebinde waren überzeugender, weil dessen Trapezform sich der Bogenform besser anpaßte.

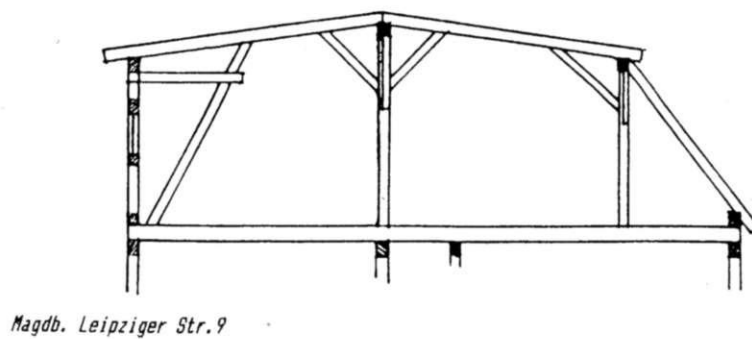
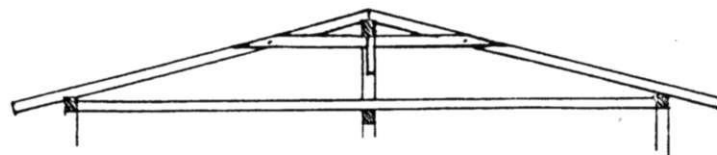
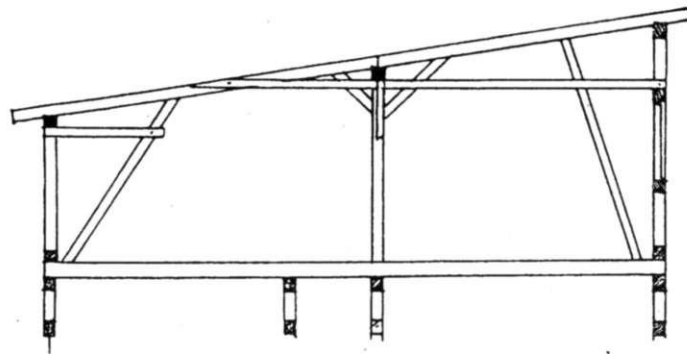
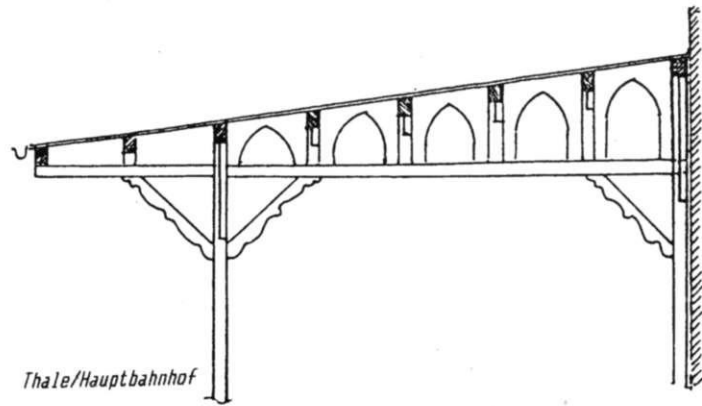


Abb. 71 Die Dachstühle

DIE GESTALTUNG DES DACHES

DIE VERÄNDERUNG DER DACHSTUHLKONSTRUKTIONEN (ABB. 71)

Sie beruhte auf dem Wunsch den umbauten Raum des Dachgeschosses möglichst vollständig zu nutzen, oder für die Bedachung des Hauses so wenig wie nötig Baukubatur zu errichten. Für letzteres sprach die Verwendung von Pultdachformen und Satteldächern mit Dachneigungen unter 20°. In Form einer Pfettenkonstruktion sehen wir ein Pultdach aus Thale vom Hauptbahnhof von 1862. Den Begriff Dachstuhl konnte man für die flachsten Konstruktionen kaum noch verwenden, da es sich nur noch um zwei nicht ganz parallel verlaufende Balkenlagen handelte. Bei etwas größerem Neigungswinkel wurde ein Firststuhl möglich, und mit einer Zange wurde das Sparrenpaar an der Firstpfette befestigt wie am Beispiel Mühlen, Nr.45 aus Österreich. Für die bessere Nutzung des Dachgeschosses wurden die Dachstühle mit Kniestock entwickelt. Deshalb waren sie auch die bevorzugten Dachstuhlkonstruktionen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die beste Raumnutzung boten die extrem flachen Pult- und Satteldachformen mit Kniestock. Mit der Einführung des Kniestocks oder des Drempels konnte man den Dachstuhl so weit anheben, daß man auch Fenster an der Traufseite einbauen konnte. Ahnert und Krause schreiben dazu: „Die Drempelhöhe liegt zwischen 0,60 - 1,50m...er(der Drempel) wurde bei Pfettendächern als Fachwerkwand oder mit Drempelstuhl hinter einer massiven Drempelwand ausgeführt. Wichtig ist bei dieser Konstruktion die sichere Aufnahme der horizontalen Kräfte durch Streben und Zangen bzw. Stichbalken am Drempel in Binderebene.“ Am Beispiel Abb. 71 Magdeburg Acker-/Buckauer Straße sehen wir im Schnitt den Wechsel von Kniestock mit Strebe, einfachem Stuhl in Gebäudemitte und Kniestock mit Strebe. Die Drempelwand, wie sie Ahnert und Krause darstellt, wurde im Fachwerkbau mit regelmäßigen Verstrebungen versehen, die man als regelmäßige Anordnung sehr oft unterhalb der Traufe erkennt, wie in Magdeburg Weberstraße 22 (Abb. 126, 127). Mit den Kniestockkonstruktionen konnte man zur Straßenseite auch Mansarddachkonstruktionen vortäuschen wie mit dem hier so definierten Mansardenpultdach, siehe unten auf Abb. 71 Magdeburg Leipziger Str.9 dargestellt. Die extrem flachen Dachneigungen waren nur mit bituminösen Bahnendeckungen zu realisieren. Wenn man auf traditionelle Dachdeckungen zurückgreifen wollte, wurden Dachstühle für steile Sattel- oder Walmdächer mit einem Kniestockbereich versehen.

DAS STEILE SATTELDACH

Das steile Satteldach wurde im 19. Jahrhundert vorwiegend mit großen Dachüberständen an der Traufe und am Giebel versehen, der zusätzlich ein Freigebinde erhalten konnte. Die Freigebinde wurden zum Teil zu aufwendig geschmückten Giebeln. In den Schwebedächern brachte man Schmuckfachwerke, Dekupierarbeiten oder beides kombiniert an. Wenn das Dach mit einem Krüppelwalm versehen wurde, lag dieser vor der Giebelwand, entgegen der historischen Lösung bei Bindig und Hans Issel. Ende des 19. Jahrhunderts trat eine weitere Modifikation an der traditionellen Steildachform auf. Der Aufschiebling der Sparrendächer, der gestalterisch die Dachform an historischen Fachwerkbauten kaum beeinflusste, wurde um 1900 unter starker Abwinklung zur Dachfläche angebracht, um einen großen Traufüberstand zu schaffen. Durch Turmdächer wurde diese Konstruktion schon um 1865 bekannt, wie an der Kirche in Rübeland zu sehen ist. Diese Besonderheit wurde aus dem schweizerischen Holzbau der Kantone Zürich, Aargau und Thurgau übernommen. Dabei entstand eine besondere Betonung der Traufe.

Im Bereich der Freigebinde, meist steiler als 45 Grad, ging man dazu über, einen zweiten, flacher verlaufenden Sparren unter den Dachsparrenfuß zur Traufe laufen zu lassen. Ein erhaltenes Beispiel ist in Magdeburg das Rayonhaus Leipziger Straße 8 (Abb. 119) und in Alexisbad/Harz das Hotel „Habichtstein“ (Abb. 140).

Die Turmdächer als Pyramiden- oder polygonale Zelt-dächer erhielten ebenfalls einen flacheren Traufbereich, der diese Dachformen dann wie mit einer Kreppe abschloß. Das historische Vorbild liefert der schweizerische Fachwerkbau siehe St. Gallen, Gallusstraße 20 aus dem 16. Jahrhundert.

DAS MANSARDDACH

Besonders als Walmdach oder Krüppelwalmdach tritt es häufiger Mitte des 18. Jahrhunderts im deutschen Fachwerkbau auf und erreicht seine größte Verbreitung im Klassizismus. Von 1850 bis 1870 spielt es eine geringere Rolle. Ende des 19. Jahrhunderts lassen sich wieder mehr Beispiele für seine Anwendung finden. Lester Walker, nennt eine stilistische Bewegung „The Second Empire“ in den USA um 1870, die auf den weltweiten Einfluß Frankreichs nach dem Umbau seiner Metropole durch Haussman und durch die beiden erfolgreichen Weltausstellungen 1855 und 1867 zurückgeht. Beispiele, die vollständig in Fachwerk ausgeführt sind, wie das Magdeburger Haus Liebknechtstraße 14a (Abb. 169) (Baujahr 1884) und München, Korbinianstraße 22 (abgerissen 1990), sind nicht so häufig in Deutschland zu finden.

DAS MANSARD-PULTDACH (ABB. 71)

Es wurde im Massivbau des vorigen Jahrhunderts häufig für die gemauerte sogenannte Miets- oder Zinskasernen verwendet. Auf der Straßenseite befand sich die steile Dachfläche des Mansardendaches (Unterdach), die mit einem Dachbruchgesims abgeschlossen wurde, an dem das flachere Dachteil, Oberdach ansetzen würde. Bei dieser Dachform war das Dachbruchgesims gleichzeitig der First, von dem aus ein flaches fallendes Pultdach mit Pappdeckung bis zur Rückfront des Hauses führte. Sinn und Zweck dieser Lösung bestand darin, die teurere Ziegel- oder Schieferdeckung und den konstruktiven Aufwand für die unansehnliche Rückseite des Gebäudes zu sparen. In 10 bis 15 Meter Höhe hätte man sowieso das Oberdach des Mansarddaches nicht erkennen können. Da man durch die Einbindung des Hauses in die Straßenfront und die Seitenhäuser, die auch ein Pultdach besaßen, die Dachform nicht in ihrer Gesamtheit sehen konnte, war die Absicht verständlich. Gestalterisch war diese Lösung eine Art Dachfassade. Das Mansardpultdach wurde beschrieben, weil es unter Umständen öfter im Fachwerkbau verwendet wurde, ohne daß dies bisher bekannt wurde. Dieses Dach kann man nur an Fachwerkbauten finden, die als städtische Mietshäuser errichtet wurden. Unter den 13 dem Verfasser bekanntgewordenen Mietskasernen in Fachwerkbauweise, zwei Gebäude in Koblenz und elf davon in Magdeburg, befindet sich in Magdeburg das Mietshaus in der Leipziger Straße 9.

DAS FLACHE SATTELDACH

Dies wurde als ein Charakteristikum des ländlichen Hauses aus dem alpenländischen oder mediterranen Bereich verstanden. Es besitzt Dachneigungen von 30 Grad oder geringer in Entwürfen von 1800 bis 1840, die wir bei Priscilla Wrightson als südfranzösisch, griechisch und italienisch bezeichnet finden. In dem Band „Kleine Kunstgeschichte des deutschen Fachwerkbaus“ aus dem Jahr 1975 vom Autorenteam Günther Bindig, Udo Mainzer, Anita Wiedemann wird ein Haus aus Nürtingen, Tübinger Straße, mit einem solchen Dach aus der Mitte des 19. Jahrhunderts dokumentiert. Die von A. W. Hertel um 1862 vorgelegten italienischen Entwürfe haben alle flache Satteldächer. So verbindet man mit dieser Dachform bis zum Ende des 19. Jahrhunderts folkloristische Stilvorstellungen. In Magdeburg gibt es viele Beispiele für die Anwendung des flachen Satteldaches in diesem Zeitraum.

Daß es sich nicht um eine regionale Verbreitung handelt, zeigen Gebäude in Halle und Röblingen, Koblenz sowie Mühlen. Die großen Überstände an Traufen und Giebel bei dieser Dachform wurden nur bei Anreihung von Gebäuden eingeschränkt, wie an einigen Beispielen aus Magdeburg zu sehen ist. Beispiele für flache

Satteldächer, die sich stilistisch kaum bewerten lassen, treten an Bauten mit geringer architektonischer Gliederung auf, wenn es sich beispielsweise um Lagergebäude oder Formen fast ohne Traufüberstände handelt, wie am Haus Liebknechtstraße 14a. Häufig wurde ein Dachstuhl mit Kniestock (Drempel) benutzt, um das Dach ausbauen zu können. Dabei wurden Fenster an den Traufseiten eingebaut, die bis unter die Dachhaut reichten, wie beispielsweise beim Haus W.-Külz-Straße 21 (Abb. 108) und Porsestraße 13 (14) (Abb. 99). Damit ergaben sich gestalterische Nachteile, da diese Fenster direkt unter der Dachhaut klemmten. Da man sie im wesentlichen von der Straße aus sah, verdeckte die Traufe nicht die Fensteröffnung, wie es auf einer Fassadenansicht vom Haus Porsestraße 13 (14) (Abb. 98) erscheint. Lester Walker nennt diese Fenster „eyebrow Windows“, Augenbraufenster, deren Erscheinen er auf die Zeit um 1864 datiert und dem „italienischen Stil“ zuordnet.

Eine weitere Verwendung ähnelte der des flachgeneigten Pultdachs darin, dieses nur zur Straßenseite mit einem Simagesims und zusätzlich profilierten Konsolen zu versehen, im Sinne einer von der Straße nicht sichtbaren Bedachung. Die Beispiele mit solchen Dächern haben Fassaden, die zu renaissancehafter Gestaltung tendieren.

DAS FLACHGENEIGTE PULTDACH

Als eine der frühesten Dachformen in der Baugeschichte (als Windschirm) wurde das flachgeneigte Pultdach bis dahin nur als Dach für untergeordnete Gebäude wie Scheunen, Ställe, Schuppen, Bahnsteige und diverse Anbauten verwendet. Als Vordach mit offenen Bindern mit gotischen Lanzettbögen (statt Streben) tritt es 1862 am Bahnhof in Thale auf. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde es auch als Bedachung für größere Wohnhäuser, insbesondere Mietshäuser benutzt. Im Sinne einer untergeordneten Dachform wird es Mitte des 19. Jahrhunderts zuerst als Dach für Seitenhäuser von Großstadtmietshäusern verwendet. Zur Bedachung des eigentlichen Mietshauses verwendete man das flachgeneigte Pultdach, als etwa um 1875 Häuser mit renaissancehaften Fassaden beliebt wurden, die keinen sichtbaren Bereich der Dachdeckung besaßen. Man bildete den First des Pultdaches als Hauptgesims der Fassade aus. Diese Dachform wurde zuerst im Mauerwerksbau entwickelt, wobei sich die Gesimsausbildung im Mauerwerk viel besser entsprechend den historischen Vorbildern, den italienischen Palazzi, ausführen ließ.

Im Fachwerkbau wurde ein Kastengesims als Hauptgesims vor die Balkenköpfe genagelt. Die niedrige Dachkonstruktion schloß entweder ein Wohngeschoß

mit einem Gesimsprofil ab, oder sie wurde noch mit verzierten Knaggen abgestützt, um den Abschluß des Hauses plastischer erscheinen zu lassen. Am Haus Porsestraße 17 in Magdeburg ist das zu sehen (Abb. 56; Leipziger Str., Basedowstr. und Klosterbergstr.).

Das Dach bezog entweder damit Fenster für Bodenräume in seine Gesimszone mit ein oder überdeckte nur eine Reihe von Zimmerfenstern. Die Dachhaut konnte auch gleichzeitig den Raumabschluß bilden, wie am Gebäude in der Emilienstraße 3 in Magdeburg. Da man meist die Hofseite dieser Häuser ebenfalls eines gestalterischen Aufwandes nicht für Wert befand, wurde dort nur ein einfaches Sparrengesims verwendet. Außerhalb Magdeburgs wurden bis jetzt keine weiteren Fachwerkwohnhäuser aus dieser Zeit mit flachem Pultdach aufgefunden.

DAS FLACHE WALMDACH

Es wurde im Klassizismus im Fachwerkbau eingeführt, wie man es am Hotel „Deutsches Haus“ aus dem Anfang des 19. Jahrhundert in Homberg/Efze vorfindet. Auch in den USA um 1850 stellt Andrew Jackson Downing Beispiele mit flachen Walmdächern vor und ordnet sie dem „Romanesque Style“ oder „Tuscan Style“ zu. Bei A. W. Hertel wird noch 1862 diese Dachform, mit Firstverzierung, für ein italienisches Haus verwendet. A. W. Hertel schreibt dazu: *„Ein zum dauernden Wohnsitz geeignetes Landhaus ist im italienischen Geschmack dekoriert.“* In Magdeburg und München - beispielsweise der Bahnhof Giesing - finden sich ähnlich ausgeführte Beispiele.

DAS FLACHE ZELTDACH

Dies ist nur eine Sonderform des Walmdaches. Es wird im deutschen Fachwerk des 19. Jahrhunderts zur Bedachung von Türmen benutzt, im Gegensatz zum Holzbau der USA, wo es auch nach Lester Walker dem „Italianate“, einem Stil ab 1855, zugeordnet wurde, wenn es als Hausdach mit Laterne ausgestattet war. Auch die Türme, die damit bedacht werden mußten, waren Teile eines Landhauses im sogenannten „florentinischen“ oder „römischen Stil“ nach A. W. Hertel. Diese Turmformen mit Dächern wurden schon in den römischen Villen des Klassizismus in Deutschland verwendet, beispielsweise von Persius und Schinkel wie bei den Römischen Bädern in Potsdam 1829. Dieser Dachform wurde demnach in etwa die gleiche stilistische Bedeutung zugemessen wie dem flachen Walmdach im vorigen Jahrhundert.

DAS FLACHE POLYGONALE ZELTDACH

Es wurde meist in oktagonaler Form für Turmbedachungen verwendet wie in Magdeburg, Haus Porsestraße 14. Auch Pavillonbedachungen waren an seinem Auftreten beteiligt, bedingt durch deren Grundriß. Viel häufiger tritt diese Dachform als Teil eines Polygons auf, da Erker und auch Musikpavillone oft nur 5/8 eines Oktogons als Grundriß haben. Musikpavillone in Baden bei Wien oder andere polygone Pavillone, wie beispielsweise in Magdeburg am Haus Leipziger Straße 50 zeigen das so. Auch zur Bedachungen von Erkern, in Magdeburg am Haus Leipziger Straße 9 und Koblenz Mainzer Straße 128/130, wurde diese Form verwendet. Wie man aus dem Begriff Belvedere, und der späteren Analyse der an Wohnhäuser angebrachten Türme und Erker ersehen wird, ist diese Dachform sowohl im Sinne von mediterran als auch renaissancehaft zu verstehen.

DAS STEILE POLYGONALE ZELTDACH

Es wurde schon immer zu Bedachungen von Türmen verwendet. Diese spielten beim Fachwerkhaus eine Rolle als Erkertürme (schon Mitte des 19. Jahrhunderts), die durch die Neogotik eingeführt wurden, wie uns die Entwürfe von Georg Ungewitter und Hans Issel zeigen. In Magdeburg finden wir einen solchen Turm am Haus Leipziger Straße 8.

DAS FLACHE KREUZDACH

Das flache Kreuzdach wurde in der maßgebenden Literatur des Fachwerkbaus dieser Zeit nicht erwähnt. Es ließen sich aber etliche Fachwerkbauten mit diesem Dach nachweisen. In Magdeburg tritt es am Haus Basedowstraße 15 als Bedachung eines turmartigen Gebäudeflügels auf. Das Gebäude ist auch im Stil einer mediterranen Villa errichtet worden. In Baden bei Wien finden wir es abgewandelt bei einem Cafe im Kurpark, dem man, nach der damaligen stilistischen Auffassung, den Charakter eines italienischen Landhauses zusprechen könnte.

DAS GLOCKENDACH

Das Glockendach wurde noch im Klassizismus über polygonalem Grundriß verwendet, wie am Haus Ackerstraße 7, um 1810 gebaut. Es taucht halbiert zur Erkerbedachung in Magdeburg am Haus Leipziger Straße 50a im Jahre 1875 noch einmal auf. Das Auftreten der Glockendächer fällt etwa mit dem Einfluß des sogenannten „Akademischen Prunkstils“ aus Frankreich zusammen. Weil das Interesse an der Renaissance anhält, bleibt es bis 1900 in Gebrauch.